1.

Philipp Melanchthons Leben.

Dem deutschen Volk erzählt

von

Albrecht Thoma.

Mit vielen Bildern.

Kleine Ausgabe.

Karlsruhe.
Druck und Verlag von J. J. Reiff.
1897.

Inhalt.

1.

Der Lehrer Deutschlands.

Was fehlt dir, Bretten, noch an deinem Adelstand?
Gnug, daß du bist und heißt Melanchthons
Vaterland.

Am alten Rathaus zu Bretten.

Der größte Gelehrte seiner Zeit war Philipp Melanchthon, „der Lehrer Deutschlands."

Wenn der morgens früh aufwachte, so war nach seinem Gebet das erste, womit er sein Tagewerk begann, daß er nach dem Kalender schaute. Einen Namen las er da im goldenen Heiligenschein: standhafte Märtyrer und Märtyrerinnen des Glaubens, große Helden des Geistes und Fürsten der Kirche. Ihr leuchtendes Bild prägte er sich dann in die Seele, ihre Thaten begeisterten ihn, ihre Leiden trösteten sein Gemüt den Tag über; in seinen Vorlesungen vor seinen Studenten schwebten sie ihm vor, und in seinen Briefen an seine Freunde erwähnte er sie; von ihnen erzählte er dann seinen Kindern und sie führte er an in den Gutachten an Fürsten und Könige.

Es ist etwas Großes und Schönes, so an jedem Tage von einem großen und frommen Menschen gleichsam begleitet, belehrt und geführt zu sein, und es ist eine gute Sitte, daß heutzutage auf unsern Kalendern auch die großen Männer und Thaten aller Art aufgezeichnet sind und ein guter Spruch dazu, und die schöne Gewohnheit Melanchthons zu einem allgemeinen Brauch geworden ist.

Und es ist gut, wenn so ein vierhundertjähriger Gedächtnistag kommt, an dem unserm Geschlecht die alte Zeit und ihre großen Männer wieder in Erinnerung gerufen und in hellem Lichte vor die Augen gestellt werden. So ist es mit Melanchthon, dessen Jubiläum im Jahre 1897 gefeiert wird.

Von ihm kann man sagen, wie in der Bibel vom Hauptmann zu Kapernaum gerühmt wird: er ist es wert, daß du in sein Haus gehest; denn er hat unser Volk lieb gehabt und hat uns unsre Schule gebaut und unsre Kirche dazu. Tausende und abertausende sind seine Schüler gewesen, und haben von ihm gelernt und Bildung erworben: Kirchen- und Staatsmänner, berühmte Gelehrte und Kriegshelden, große Fürsten und Könige, und wenn du's recht überlegst, schließlich auch du, ohne daß du's weißt. Darum komm und sieh: hier ist das Lebensbild von dem großen

Lehrer Deutschlands!

2.

Wie Philipp Schwartzerdt in Bretten und Pforzheim erzogen ward.

> Der weitberühmt und hochgelehrt
> Philipp Melanchthon, zu deutsch Schwarzerdt,
> Brettheim sein Vaterland ist gewesen,
> Da hat er gelernt schreiben und lesen.
>
> Georg Schwartzerdts „Reim-Chronik."

Als der Kaiser Max regierte, brach eine neue Zeit herein. Im Westen war die neue Welt entdeckt worden und im Osten, in Asien, fanden die Portugiesen das alte Indien, d. h. den neuen Weg dahin, und legten auf dieser Straße auch an den Küsten Afrikas Stationen an. Aber auch die alte Geisteswelt wurde neu entdeckt. Aus der Erde wurden Bildsäulen gegraben und die Trümmer der Bauwerke von den Künstlern nachgeahmt; das nannte man die Wiedergeburt der Kunst („Renaissance").

Aus dem Staub und Moder der Klöster wurden die alten Schriften der griechischen und römischen Dichter und Weltweisen hervorgeholt und herausgegeben, gedruckt und studiert, als ob sie ein Evangelium der Menschheit wären, und das nannte man „Humanismus," d. h. freies schönes Menschentum, und die alte kirchliche Lehrweise der Hochschulen wurde als „Scholasticismus", d. h. als veraltete Schulgelehrsamkeit verachtet.

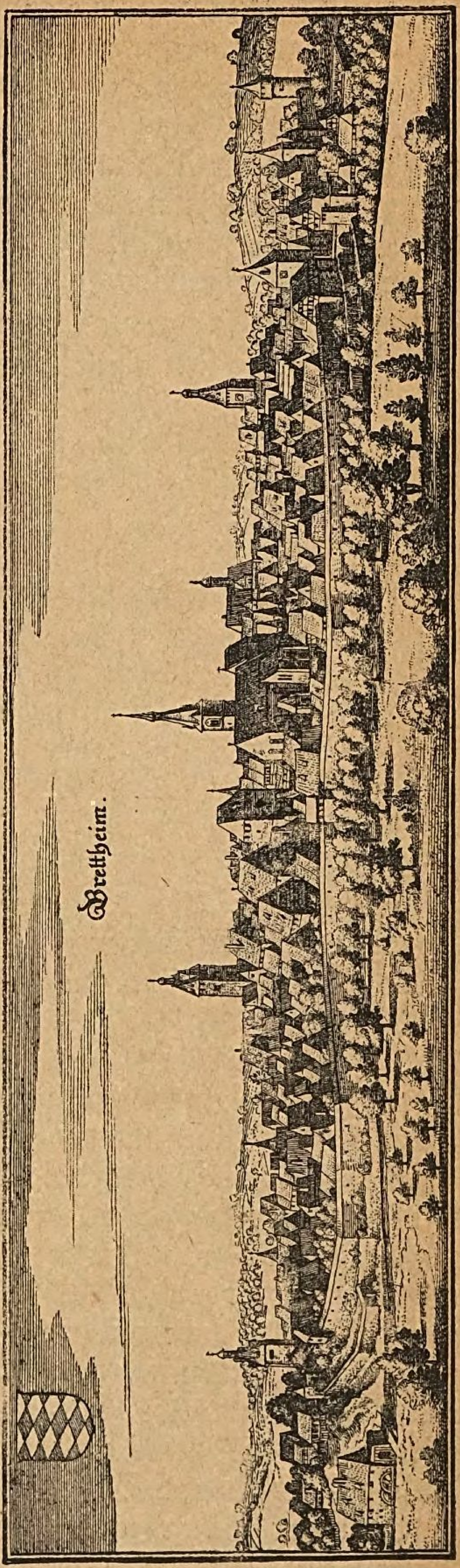
Die Pfalz war dazumal eines der mächtigsten Länder Deutschlands und jedenfalls das reichste. Von Bacherach am Rhein erstreckte sie sich bis hinauf nach Bretten, allerdings viel

zerrissen und durchsetzt vom Gebiet der geistlichen Kirchenfürsten, der Bischöfe von Speyer, Worms und Mainz an der „Pfaffengasse.“ Die Hauptstadt der Pfalz war das schöne Heidelberg mit seiner altberühmten Hochschule.

Im Pfälzer Bauland lag das Städtchen Bretten oder Brettheim. Da wohnte ein geschickter Waffenschmied und Geschützmeister Georg Schwartzerdt, den die Leute nur den „Schlosser von Heidelberg“ nannten; denn er stammte dort her. Er war verheiratet mit der Tochter des Brettheimer Schultheißen Reutter und wohnte in seinem Hause am Marktplatz, war aber viel in der Fremde bei allerlei Potentaten.

Am 16. Februar 1497 bekamen die Eheleute ihren erstgebornen Sohn, den nannte der Vater zu Ehren seines Herrn und Gönners, des Kurfürsten von der Pfalz: Philipp.

Und das wurde der berühmte Philipp Melanchthon, der auch als ein geistiger Waffenschmied und Zeugmeister vielen Potentaten und Städten diente mit gar feinen, sauber gearbeiteten Rüststücken. Der schuf auch, wie sein Vater dem Kaiser Max, dem Kaiser im Reiche des Geistes, dem Doktor Martin Luther, ein herrliches Rüstzeug im Kampf der Geister.



Rathaus. Lorenzkirche. Pfeifturm. Gottesackerthor.

„Also segnete Gott diesen frommen und gottesfürchtigen Mann mit der Gabe eines solchen Kindleins, dessen hernach nicht ein Land, sondern viele Länder, ja die ganze Christenheit genossen hat und ohne Zweifel bis ans Ende der Welt genießen wird."

Nach und nach aber bekam Philipp noch einen Bruder und vier Schwestern: als er zwei Jahre alt war, die Anna, mit dreien den Georg, mit neun Jahren die Margaret und sogar nach dem Tode seines Vaters noch ein Schwesterlein (1508), die hieß Barbara; sie blieben alle am Leben.

Der Vater Georg Schwartzerdt war ein ernster friedfertiger Mann, der auch im Scherz kein unfrommes oder unschickliches Wort gebrauchte; sein Sohn rühmte von ihm: nie habe er einen Prozeß gehabt, nie habe man einen Fluch aus seinem Munde gehört, nie ihn trunken gesehen. Diese fromme, feine, sittige Art hat Philipp von seinem Vater geerbt. Die Mutter war eine fleißige und sparsame, wohlthätige und fromme Bürgersfrau. Sie gab ihren Kindern praktische Regeln und führte allerlei Sprüche im Munde, deren sich der Sohn noch bis in sein Alter erinnerte. So lehrte sie: ein Bauersmann müsse die Früchte, die ihm jährlich wachsen, in drei Teile teilen: den ersten, um den Acker wieder einzusäen; den zweiten, um Zehnten und Steuern zu zahlen und den Armen zu helfen; bloß den dritten dürfe er für sich behalten. Ihre Leibsprüchlein waren sonst: „Almosengeben armet nicht, Kirchengehen säumet nicht," und: „Wer mehr will verzehren, denn sein Pflug kann ernähren, der wird zuletzt verderben und vielleicht am Galgen sterben."

So wuchs auch Philipp zu einem fleißigen, frommen und sinnigen Knaben auf. Er verbeugte sich vor den Heiligenbildern, hatte seine Erbauung an den kirchlichen Zeremonien und lauschte mit Andacht auf die Legenden. Die kirchlichen Bräuche mit ihrer regelmäßigen Ordnung und die lateinische Sprache mit ihrem sauberen Gefüge machten ihm großes Vergnügen. Im dramatischen Spiel stellte er die Heiligengeschichten mit andern Kindern dar; spielend ahmte er auch daheim die kirchlichen Zeremonien nach, baute einen Altar, hielt Messe, und die Mutter freute sich über diesen geistlichen Sinn ihres Söhnleins, kam mit den Mägden als Zuhörerin und spendete sogar dem kindlichen Frühmesser Opfer.

Weil der Vater so viel abwesend war, leitete der Großvater Hans Reutter die Erziehung der Kinder. Der war zwar nur ein Bürgersmann, aber er hielt viel auf Gelehrsamkeit;



Kollektion Leutz, Darmstadt.

Melanchthonhaus in Bretten.

der Bruder seiner Frau Elisabeth war der berühmte Johann Reuchlin aus Pforzheim, welcher damals neben Erasmus der größte Gelehrte Deutschlands war. Aus dieser Familie Reuchlin mag auch der ungeheure Gelehrsamkeitsdrang des jungen Knaben stammen. Philipp war ungemein frühreif, ein kleines schmächtiges Persönchen, sonst wohl gebaut, von breiten Schultern mit gescheiten Zügen, großen glänzenden blauen Augen und einer auffallend starken Zornader auf der hochgewölbten Stirn. Zuerst ging Lipps in die Stadtschule. Weil aber der Schulmeister krank wurde, so bestellte der Großvater durch seinen Schwager Reuchlin einen Hauslehrer und der schickte einen Landsmann, den Magister Johann Ungerer aus Pforzheim, der war natürlich auch der Frau Elisabeth recht willkommen. Bei Ungerer kam außer Philipp auch noch sein vierjähriger Bruder Georg in die Lehre und die gleichaltrigen Büblein eines verstorbenen Sohnes des Schultheißen, Hans und Schwickert Reutter.

Die vier Knaben wurden nun von Magister Ungerer in die lateinische Sprache eingeführt. 20—30 Verse bekamen sie täglich auf zu lernen und nach dem Satzbau zu zergliedern; wenn die Sache nicht ging oder Fehler vorfielen, setzte es Schläge ab. So übte er das Gedächtnis und den Verstand, aber auch die Redefertigkeit. Außerdem wurde Philipp durch stetes Fragen zur Aufmerksamkeit und zum Nachdenken und klarer und leichter und zusammenhängender Wiedergabe des Gelernten angehalten und besonders in der lateinischen Disputierkunst geübt, die damals den Gelehrten als etwas gar Großes galt. Daneben hat Ungerer seine Buben nicht bloß unterrichtet, sondern auch erzogen; er sah streng auf Bescheidenheit, Schlichtheit und Wahrhaftigkeit. Besonders nahm sich Philipp den Wahlspruch seines Magisters zu Herzen: cave et cede! d. h. „sei vorsichtig und nachgiebig!“ Denn er brauste leicht auf, wie denn das Sprichwort sagt: „Kleine Häfelein laufen bald über.“ Aber freilich sein Zorn war ebenso bald verraucht, so daß er später von sich scherzte: „Er haut und sticht, und that doch niemand nicht(s).“ Philipp hatte seinen Lehrmeister gerne: „Er war ein herzguter Mann,“ sagte er später; „mich liebte er wie einen Sohn und ich ihn wie einen Vater; seine Strenge gegen mich war keine Grausamkeit, sondern nur eine väterliche Züchtigung, die mich zum Fleiß ermunterte. So machte er mich zu einem tüchtigen Lateiner.“

Es war freilich eine Lust, solch einen lernbegierigen und begabten Schüler zu unterrichten, wie Philipp Schwartzerdt war. Leicht faßte er alles auf, klar ordnete er es in seinem Ver=

stand, unverlierbar hielt er es in seinem eisernen Gedächtnis fest. In der Lehrstunde fragte der wißbegierige Knabe unaufhörlich und nach der Schule ging er zu seinen Freunden, um mit ihnen über das Gelesene und Gelernte zu disputieren. So wurde er „fein fertig im Latein.“ „Zu der Zeit zogen die großen Bachanten (d. i. Vaganten, fahrende Schüler) im Lande hin und wieder. So denn einer gen Bretten kam, so hetzte der Großvater Philippum mit Disputation an ihn. Es war aber selten einer, der ihn bestehen mochte. Das gefiel dem alten Mann sehr wohl und hatte seine sonderliche Freude daran. Auch ward der Knabe dadurch keder und gewann große Lust zum Studieren. So ließ es auch der Großvater an Büchern und andern Dingen nicht fehlen, damit der Knabe ja nicht gehindert werde.“ Auch kaufte er den Enkeln ein Meßbuch, damit sie sich im Gesang üben konnten, und so sangen die Kinder jeden Sonn- und Feiertag im Chor mit zur Freude der Eltern und Großeltern. Das Singen hatten sie wohl von der Großmutter geerbt, denn ihr Bruder Johannes Reuchlin war ein eben so berühmter Musiker als Gelehrter.

Philipp stieß ein bißchen mit der Zunge an und lispelte beim Sprechen. Das stand ihm zwar nicht übel an. Aber dennoch suchte er mit großer Ausdauer und steter Aufmerksamkeit auf sich selbst diesen Naturfehler zu verbessern, wie einst der große Redner Demosthenes, bis er's überwunden hatte. Er sprach sehr geläufig und lebhaft, so daß die Leute im Städtlein ihm gerne zuhörten, ihn zu sich einluden und sich mit ihm unterhielten. Er war überaus gesprächig und gab, wenn er gefragt wurde, immer muntere Antworten; aber sobald ein Erwachsener sprach, schwieg er fein stille, bis er wieder aufgefordert wurde zu reden. Wurde er in seiner Rede getadelt, so verbesserte er sich augenblicklich und fragte wohl zehnmal, ob es jetzt recht sei. Lachte jemand über seine kindlichen oder altklugen Reden, so stand ihm das Weinen nahe. Aber jedermann hatte diese Mischung von knabenhafter Lebhaftigkeit und mädchenhafter Schüchternheit gerne.

Im Oktober 1507, als Philipp zehn Jahre alt war, starb sein Großvater Hans Reutter. Zugleich wurde auch der Vater sterbenskrank. Drei Tage vor seinem Tode segnete der Vater seine Kinder und sprach: „Diese drei Stücke wünsche ich euch zu lassen, wenn ich sterbe: daß ihr in christlicher Kirche seid, daß ihr bleibet in Christo und einträchtig untereinander, und daß ihr Erben werdet der ewigen Seligkeit.“ Seinen ältesten Sohn Philipp ließ er noch besonders kommen und sprach zu ihm — und es

klang wie eine Weissagung des Sterbenden: „Mein Sohn, ich habe große Veränderungen gesehen, aber es werden noch größere kommen. Ich bitte Gott, dich dabei zu leiten und zu schützen, und ermahne dich, ihn zu fürchten und ein frommes Leben zu führen.“

Dann schickte der Sterbende den empfindsamen Sohn Philipp fort nach Speyer, damit er den Vater nicht sterben sehe. Der verschied auch wirklich 11 Tage nach dem Großvater am 27. Oktober 1507. Aber dieser Abschied und Tod machte einen so tiefen Eindruck auf den Sohn, daß er es sein Lebtag nicht vergaß.

Nachdem der Vater und Großvater tot war, nahm sich die Großmutter Elisabeth der Kinder an und zog mit den drei Knaben Lipps und Jörg Schwarzerdt und Hans Reutter nach ihrer Vaterstadt Pforzheim, damals die Residenz des Markgrafen vom untern Baden.

Denn in Pforzheim war damals eine berühmte Gelehrtenschule, in welcher statt des verdorbenen Mönchlateins (Küchenlatein heißt man's auch) eine gute „klassische“ Sprache geübt wurde. An der Schule waren hervorragende Lehrer, lauter Reuchlinisten, d. h. Anhänger der neuen humanistischen Richtung. Darunter war besonders der Vorstand Georg Simler, welcher nicht nur lateinisch, sondern auch griechisch und sogar etwas hebräisch verstand und mit seinen Schülern die alten Dichter, Weltweisen und Geschichtsschreiber las. Simler gab den gereifteren und begabteren Schülern zur Belohnung ihres Fleißes in besonderen Stunden auch Griechisch. Denn das war damals etwas ganz Neues und Besonderes; es galt als das höchste Geheimnis der Wissenschaft und gehörte nicht zum Stundenplan der Schule. Natürlich war auch Philipp Schwartzerdt unter diesen Auserwählten. Durch seine glänzenden Fortschritte und sein liebenswürdiges Wesen war er rasch der Liebling von Lehrern und Schülern. Bald hieß er nur der „Grieche,“ und alles staunte das gelehrte Wunderkind an.

Aber in Pforzheim kam Philipp Schwartzerdt auch mit seinem berühmten Großoheim Johann Reuchlin zusammen, dessen Namen einst ein berühmter italienischer Gelehrter in das griechische Kapnio übersetzt hatte. Reuchlin hatte in Deutschland zuerst das Griechische und Hebräische gelehrt und auch das erste griechische Wörterbuch und die erste hebräische Grammatik herausgegeben. Er und sein Nachfolger Erasmus von Rotterdam, der das griechische Testament herausgab, waren die geistigen Väter aller strebsamen deutschen Gelehrten und wurden „die

beiden Augen Deutschlands" genannt. Reuchlin hatte viele Reisen gemacht und war in großer Herren Dienst gewesen; damals lebte er als Rechtsrat des Herzogs und des Schwäbischen Städtebundes in Stuttgart. Von dort aus besuchte er oftmals seine Vaterstadt Pforzheim und seine Schwester Elisabeth Reutterin, die Großmutter Philipps, und traf da seine drei Großneffen.

Reuchlin „gewann große Lust zu dem Knaben, als er seinen Fleiß sahe und seines schönen und richtigen Geistes inne ward."

Der geistvolle Gelehrte faßte eine solche Zuneigung zu dem begabten Jungen, daß er ihn bald wie einen Sohn behandelte, sich immer in ein gelehrtes Gespräch mit ihm einließ und jedesmal etwas von Stuttgart mitbrachte: nicht eine Leckerei oder ein Spielzeug, sondern ein kostbares Buch. So schenkte er ihm einmal ein griechisches Lehrbuch und versprach, wenn Philipp das nächstemal einige lateinische Verse fertig bringe, so wolle er ihm auch ein griechisches Wörterbuch mitbringen, das er selbst geschrieben hatte. Kurze Tage drauf kam Reuchlin wieder gen Pforzheim, Philipp hatte nicht nur ein, sondern mehrere lateinische Gedichte fertig und überreichte sie dem Großoheim. Der hatte eine gar große Freude daran, gab ihm nicht nur das Wörterbuch, sondern setzte ihm auch seinen eigenen kastanienbraunen Doktorhut auf das Haupt als ein Sinnbild und Weihegeschenk, und erklärte ihn so gleichsam zum Doktor.



Dr. Reuchlin.

Dafür wollte nun Philipp dem Großoheim seinerseits wieder eine Freude machen. Reuchlin hatte einige lateinische Schulkomödien gedichtet. Die wurden in der Pforzheimer Schule gelesen und erklärt und zwei davon sogar in Pforzheim von dem gelehrten Buchdrucker Anshelm gedruckt. Nun verabredete sich Philipp Schwartzerdt mit seinen Kameraden, besonders seinem Freunde Irenikus, sie wollten miteinander eine von diesen Komödien aufführen, wenn Reuchlin wieder käme. Also übte er jedem seine Rolle gut ein. Als nun Reuchlin wiederkam, war gerade eine Diözesan-Versammlung der Geistlichen

aus dem Pforzheimer Gebiet in dem „Kapitelsaal“ der „Stiftskirche,“ welcher heute noch besteht. Da war ein gemeinsames Essen und Reuchlin auch eingeladen. Nach dem Mahle traten auf einmal, von Philipp geleitet, die Schüler herein und führten die Komödie „so lieblich und zierlich auf, daß jedermann ein Gefallen daran hatte.“ Darüber war Reuchlin so gerührt und begeistert, daß er den geliebten Knaben herrief und ihn nach der Sitte der Zeit feierlich als mündigen Bürger in den Gelehrtenstand aufnahm: „Schwartzerdt heißt du, der Grieche bist du, griechisch soll auch dein Name lauten; du sollst fortan Melanchthon*) heißen.“

Wie einst Jesus seinen Lieblingsjünger Simon Kefas nannte und der Apostel Saulus seinen jüdischen Namen in den lateinischen Paulus verwandelte, so wandelte Reuchlin den Familiennamen Schwartzerdt in Melanchthon.

Dies ist der Name, den der gelehrte Philippus von da an als Ehrenname führte; unter ihm ist er in Deutschland und in aller Welt bekannt und berühmt geworden als der größte Gelehrte aller Zeit, als der Gehülfe der Reformation und der Lehrer Deutschlands.

3.

Melanchthon wird Student und Magister.

Was wollen wir aber heben an?
Das Best, was wir gelernet han,
Ein neues Lied zu singen.
Altes Volkslied.

In zwei Jahren hatte Philipp die Pforzheimer Schule durchgemacht und gelernt, was da zu lernen war. Jetzt sollte er auf die Universität gehen, während sein kleiner Bruder Georg das Studium aufgab, nach Bretten zurückkehrte und später dort Schultheiß wurde wie sein Großvater, auch allerlei Chronika von seiner Vaterstadt schrieb und sie dem Kurfürsten „schickte und schenkte“; sein Mitschüler und Vetter Hans Reutter aber wurde später Probst in Speyer. Dagegen Melanchthon sollte und wollte auf der Hochschule

*) μελαν χθων, d. i. schwarz' Erd'.

studieren. Dazu wurde Heidelberg auserwählt. Denn das war ja die Landesuniversität der Pfalz und seines Vaters Heimat; auch hatte früher Reuchlin einmal dort als Professor gelebt und allerlei gelehrte Freunde gehabt. Daher ging der junge Schüler nach Heidelberg, wenn auch sein Pate, der Kurfürst Philipp, im Jahre vorher gestorben war und jetzt sein Sohn Ludwig dort residierte. Am 13. Oktober 1509 wurde „Philippus Schwartzerd de Bretheim“ als „akademischer Bürger“ ins Album der Universität eingeschrieben — erst 12½ Jahre alt, gewiß der jüngste Student, der noch auf einer Hochschule war.

Hochschule — Student! bei diesen Worten schlägt dem jungen Menschen das Herz höher; denn das bedeutet Freiheit, Jugendlust, frohe Geselligkeit, übermütige Streiche. Aber bei dem jungen Melanchthon nichts von alledem. Da hört man nichts von Abenteuern und Ausgelassenheit, sondern nur von Lernen und Lernen, von Fleiß und Bravheit.

Doch machte der junge Student auch Spaziergänge in die schöne Umgebung Heidelbergs. Mit stolzer Freude betrachtete er das herrliche Schloß und die schönen Berge. Den hohen Heiligenberg stieg er hinauf und las dort in den Ruinen lateinische Inschriften. Oder er gedachte des berühmten Kurfürsten, den seine Feinde den „bösen Fritz,“ seine Bewunderer „Friedrich den Siegreichen“ nannten, freute sich des Mahles in Heidelberg nach der Seckenheimer Schlacht und der Feste „Trutzkaiser“, welche Friedrich auf dem Geißberg gebaut hatte.

Auch in Heidelberg machte der frühreife gelehrte Knabe großes Aufsehen und stand in außerordentlicher Achtung bei seinen Mitschülern und Lehrern. Als einmal ein Professor krank wurde und abbrechen mußte, sagte er: „Philipp, laß deine Mitschüler fortfahren und vertritt du meine Stelle.“ Aber der schüchterne Knabe, dem seine Jugend und kleine Person ängstlich zu Bewußtsein kam, war über diesen Auftrag so erschrocken, daß er anfing zu weinen. Ein andermal brachte ein Magister eine Sache zur Sprache, wozu man griechisch können mußte; da er aber dies selber nicht verstand, so fragte er: „Wo find ich einen Griechen?“ Da riefen die Studenten: „Melanchthon! Melanchthon!“

Zwei Jahre hatte Philipp in Heidelberg studiert, meistens die Dinge, welche man heutzutage in den obersten Klassen des Gymnasiums treibt, da wollte er auch den ersten akademischen Titel erwerben und das Bakkalaureats-Examen machen. Er bereitete sich ordentlich darauf vor und bestand es am Pfingst-

dienstag (19. Juni) 1511; da war er 14 Jahre alt. Und obwohl er mehr noch ein Knabe als ein Jüngling war, so wurde er doch schon zum Lehrer und Erzieher bestellt. Denn 5 Tage darauf kamen zwei junge Grafensöhne, Ludwig und Friedrich von Löwenstein, als Studenten nach Heidelberg; „die gab ihr Vater Philipp unter seine Disziplin." Graf Ludwig nämlich war gleichzeitig mit dem Vater Melanchthons Zeugmeister bei Kaiser Max gewesen und vertraute dem tüchtigen Sohne des tüchtigen Waffenschmieds von Bretten jetzt auch seine Söhne an.

Nach seinem Examen aber wurde der junge Bakkalaureus nicht träge, sondern studierte fleißig weiter in den eigentlichen höheren Wissenschaften. Sogar für die Professoren schrieb der gewandte und elegante Lateiner nach damaliger Sitte schon Reden, welche dann öffentlich von jenen vorgetragen wurden.

Nun glaubte der junge Student genug zu wissen und zu können, daß er auch sich um die Würde eines Magisters (d. h. Professors oder Doktors) bewerben könne, zumal da es Sitte und sogar Pflicht für jeden Bakkalaureus war, binnen Jahresfrist sich um das Magisterium zu bemühen. Da „disputierten die Professores, ob er auch zuzulassen sein möchte, dieweil er noch so jung und kindischen Aussehens war." Das erzürnte den stolzen Knaben, und „als Philippus das vernahm, wollte er da nicht sein Examen machen."

Doch hat er seine Verstimmung bald überwunden, und nachlässig wurde er darum doch nicht; im Gegenteil, denn der stolze Knabe war auch noch bescheiden: „Es ist zuweilen sehr gut," schrieb er später, „wenn jungen Leuten nicht alle Wünsche befriedigt werden. Das habe ich in Heidelberg erfahren: statt daß mich die Verweigerung des Magister-Titels niedergeschlagen hätte, wurde ich nur um so mehr zum Fleiß ermuntert."

Hierauf kam Philipp Melanchthon nach Tübingen und wurde dort am 17. September 1512 in der Universität eingeschrieben.

In Tübingen waren andere und bessere Lehrer als in Heidelberg und so konnte Melanchthon da auch Neues und Besseres lernen. Und darum war es ihm ja überall zu thun. Denn er hatte in der Wissenschaft den Wahlspruch Kaiser Karls V.: Plus ultra! immer weiter!

Hier studierte Melanchthon auch die „Krone der Wissenschaften": die Gottesgelehrsamkeit. Aber hierin war in Tübingen,

wie sonst überall, wenig zu holen für Geist und Gemüt. Der beste Theologe zeichnete, um seinen Studenten das Wunder der Brotverwandlung begreiflich zu machen, mit der Kreide Figuren auf eine schwarze Tafel. Solche Wissenschaft konnte ihn nicht fesseln oder erbauen, sowenig wie die Predigten der schwäbischen Mönche und Priester, welche statt des Evangeliums dem Volke in roher Sprache plumpe Wunder und sinnlose Legenden verkündeten oder die Gelehrten verketzerten und zu Opferspenden und zur Verehrung der Mutter Gottes aufforderten. Das alles stieß den feinen und wahrheitsliebenden Geist des Jünglings ab. Lieber noch hörte er einen Mönch über Stellen aus dem Heiden Aristoteles predigen. Noch lieber freilich las er in den Schriften Geilers und Gersons und Wessels, in welchen gar viele evangelische Elemente verborgen waren. Und dennoch ging er in die Kirche; denn er hatte einen frommen Sinn vom Vaterhaus mitgebracht. In seinem Zimmer in der Pfauenburse stand der Spruch seiner Mutter an der Wand: „Kirchengehen säumet nicht; Almosengeben armet nicht; unrecht Gut bleibet nicht.“

Am allerliebsten aber wurde Melanchthon ein Buch, das er von seinem Großoheim geschenkt bekam und das er noch nie gesehen hatte, eine lateinische Bibel. Die war gar zierlich gedruckt und gebunden, daß er sie in die Tasche stecken konnte. Und so trug er sie als seinen größten Schatz immer bei sich: auf Spaziergängen und in der Kirche. Weil sie aber größer war als die gebräuchlichen Betbüchlein und andern Leuten unbekannt, so kam er in Verdacht, daß er in der Kirche weltliche oder gar schlechte Bücher lese. Aber er las nicht nur, er lernte auch darin, so daß ihm „der biblische Text gar geläufig wurde.“ „Ich las ihn eifriger, als es jetzt von jungen Leuten geschieht,“ sagte er in seinem Alter.

Auch in Tübingen hatte Melanchthon viele Freunde, ältere und jüngere, welche nachher berühmte Männer wurden: die waren in einem akademischen Verein der „Gesellschaft der Neckargenossen.“ Dazu gehörte Oekolampad, der Reformator von Basel; Blarer, der Reformator von Konstanz, damals noch Mönch in Alpirsbach; ferner seine Schulkameraden von Pforzheim her, Franz Irenikus und Johannes Knoder, welcher später Kanzler des Herzogs Ulrich wurde. Mit diesen und noch vielen anderen stand Melanchthon bis ins Alter in Gemeinschaft und Briefwechsel.

Bei alledem bereitete er sich auf das Magisterium vor und am 25. Januar 1514 bestand er als der erste von 11 Bewerbern das Examen.

Aber auch als Professor blieb Melanchthon noch Student; denn damals waren Lehrer und Schüler nicht so geschieden wie jetzt. So hörte er noch weiter bei Gottesgelehrten und Rechtsgelehrten und Naturkundigen und studierte ihre Bücher, „nicht aus Ruhmsucht, sondern um der Wissenschaft selbst willen."

Daher war es begreiflich, daß sein alter Professor Simler sagte: der Schüler sei gelehrter, als der Lehrer. Und sein Mitschüler Irenikus, der ihn neben Simler als seinen zweiten Lehrer verehrte, erzählte: „Mein andrer Lehrer war Philipp aus Bretten, kaum 20 Jahre alt, aber ganz reif und keinem nachstehend in wissenschaftlicher Erkenntnis. Was ihm an Jahren gebricht, das ersetzt sein Genie. Je schwächer sein Leib, desto herrlicher sein Geist. Junge und Alte, Einheimische und Fremde bezeugen, noch nie einen Jüngling von solcher Thätigkeit und Gelehrsamkeit, noch nie einen Mann von so zahlreichen Fertigkeiten und so vielerlei Wissenschaft gehört oder gesehen zu haben. Und dabei besitzt er das Talent zum Lehren und die Gewissenhaftigkeit dazu."



Oekolampad.

Auch gab der junge Gelehrte allerlei Bücher in Druck, damit die Studenten sie doch nicht nachschreiben müßten, wie es sonst üblich war. Ferner Bücher über die „Jugenderziehung". Ein großes Geschichtswerk hat Melanchthon neu bearbeitet. Denn er war ja Geschichtslehrer und ließ eine Abhandlung drucken, worin er erklärt: „Keine anderen Schriftsteller werden mit mehr Nutzen gelesen als Geschichtsschreiber und Dichter."

Endlich verfaßte er die erste griechische Grammatik (Sprachlehre) 1518 und arbeitete so der Uebersetzung des Neuen Testaments vor.

Auf diese Weise hat sich Melanchthon herangebildet zum Lehrer Deutschlands und Reformator der gelehrten Schulen.

4.

Melanchthon kommt nach Wittenberg und verbessert die Studien.

Eine Gnadenzeit ist kommen daher,
Da hört man sagen gute Mär:
Gottes Lehre ist erwachet!

Volkslied aus der Reformationszeit.

Während Melanchthon in Tübingen studierte und dozierte, lebte Reuchlin in Stuttgart. Oftmals kam der Großoheim nach Tübingen zu seinem „lieben Sohn“ auf Besuch und wohnte auch bei ihm in der Pfauenburse. Noch öfters aber ritt Melanchthon allein oder mit Freunden von der Universität durch die Wälder des Schönbuch zum Großoheim nach der Hauptstadt. Dort wohnte Reuchlin in seinem eigenen Haus, das mit allerlei Schätzen der Wissenschaft und Kunst angefüllt war und das „europäische Museum“ genannt wurde.

Da saßen sie in seinem Garten und der weitgereiste Mann erzählte ihnen von fremden Ländern und berühmten Männern, oder er führte sie in sein Haus und zeigte ihnen seine berühmte Bibliothek, worin er die kostbarsten Bücher und seltensten Handschriften gesammelt hatte. Reuchlin gab auch seinem gelehrten Großneffen manches Buch leihweise mit, und wenn er selber nach Tübingen kam, so brachte er ihm meist ein Buch zum Geschenk. Er versprach seinem „lieben Sohn“ auch seine kostbare Bücherei als Erbe.

Dieser Reuchlin nun wurde in einen seltsamen Handel verwickelt mit den Scholasten und Ketzerrichtern in Köln.

Die Sache war ärgerlich genug für Reuchlin und die Reuchlinisten, d. h. Humanisten, und auch gar nicht ungefährlich. Aber Reuchlin hüllte sich in ein vornehmes Schweigen, die traurigen Kämpen waren ihm zu gemein, um sich mit ihnen in eine Fehde einzulassen. Er ließ dafür seine Waffengenossen, seine Schüler und Anhänger machen. Diese verhöhten die Scholastiker in den berühmten „Briefen der Dunkelmänner."

In diesem Kampfe hatte sich Melanchthon als Ritter vom Geist die Sporen verdient. Aber dieser Strauß, der so viel Staub und Lärm verursachte, war nur ein leichtes Geplänkel gegenüber dem gewaltigen Geisteskampf, der jetzt entbrennen sollte, und in dem Melanchthon im Vordertreffen unter den Führern und Feldherrn stand: die Reformation. In jenem leichten Waffenspiel hatte er sich aber vorbereitet zu dem ernsten und großen vierzigjährigen Krieg, der von jetzt an sein Leben füllte bis ans Ende.

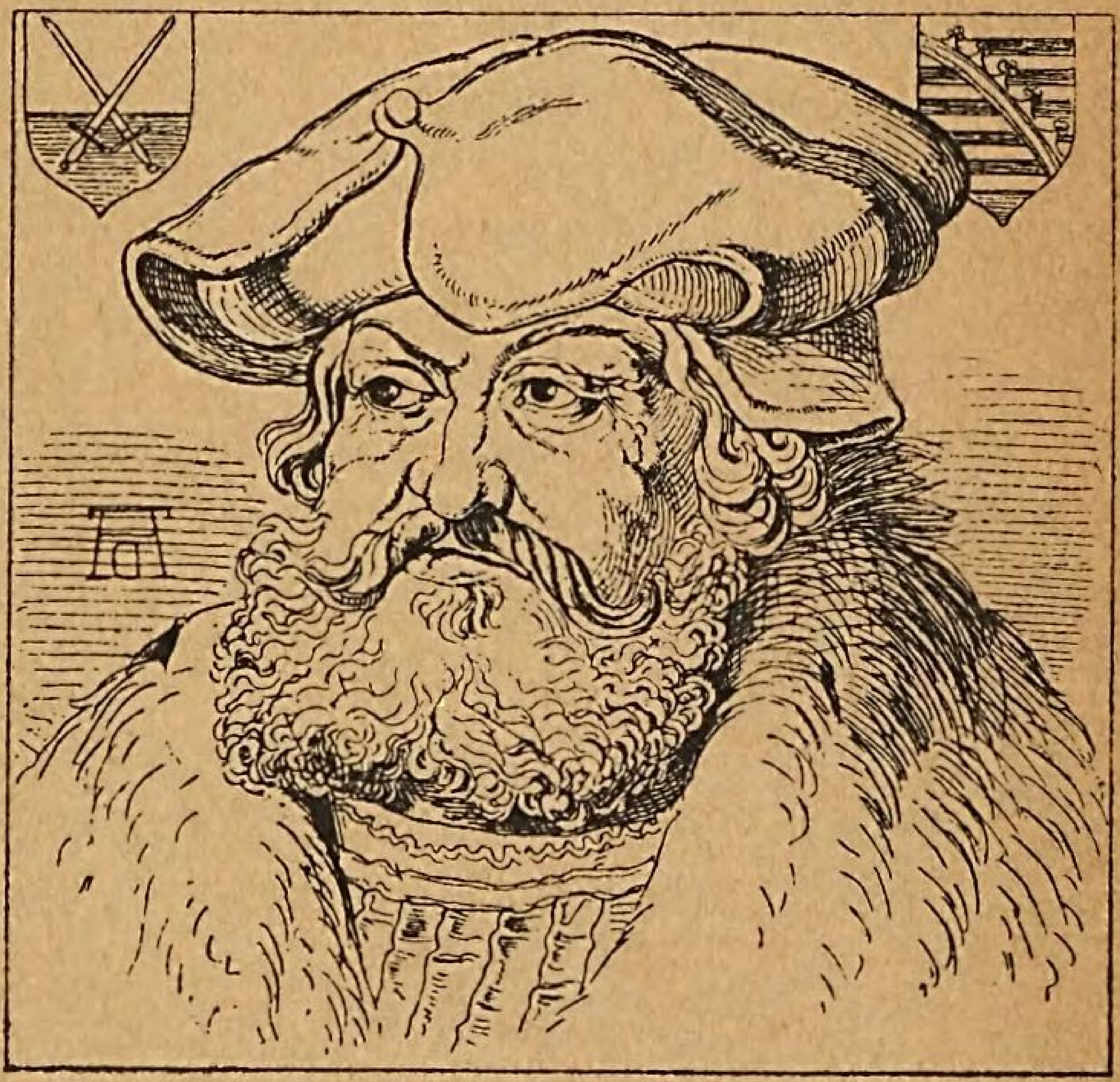
Melanchthon war der Aufenthalt in Tübingen allmählich unangenehm geworden und er sehnte sich nach einem freieren und weiteren Wirkungskreis.

Und gerade jetzt sollte der ihm werden. Die Universität Ingolstadt berief Melanchthon; aber Reuchlin riet ihm ab und er blieb.

Zu Ostern 1518 aber erhielt Reuchlin von dem sächsischen Kurfürsten Friedrich dem Weisen einen Brief: der berühmte Gelehrte möge ihm behilflich sein, „zur Ehre der deutschen Nation" an seiner Universität Wittenberg die Studien zu verbessern und einen Lehrer des Griechischen und einen des Hebräischen empfehlen. Reuchlin wandte sich an Melanchthon: wie er gesonnen sei? Der erklärte, wohin ihn sein „Vater" schicke, dahin wolle er gehen. Reuchlin schrieb nun dem Kurfürsten: „Fürs Griechische will ich Ew. Kurfürstlichen Gnaden und die löbliche Universität mit meinem gesippten Freund Philipps Schwarzerdt von Bretten sehr wohl versehen, den ich von seiner Jugend auf solche Sprach unterwiesen und gelehrt habe. Mein lieber Vetter ist zwar zu Tübingen ehrlich und wohl gehalten, auch seines Solds halben nützlich versehen und hat daselbst sein ehrbar Auskommen. Aber das alles unangesehen, hat er mir bewilligt, in dieser Sache zu thun, was ich ihn heiße."

Zur Herbstmesse solle Melanchthon mit seinen Büchern gen Frankfurt kommen und dort, da er des Wegs unkundig, mit sächsischen Kaufleuten nach Wittenberg reisen. Der Kurfürst schrieb aber einen gar freundlichen Brief: Melanchthon solle

nicht bis zum September warten, sondern schon im August kommen, und zwar zu ihm selbst nach Augsburg, wo er zum Reichstag sein werde. Reuchlin antwortete dem Kurfürsten: „Ew. Fürstl. Gnaden soll gewillfahrt werden. Euer Schreiben will ich Magister Philipp Schwarzerdt gen Tübingen zuschicken, der Ew. Fürstl. Gnaden zu gehorsamen Diensten geneigt ist. Er wird gen Augsburg mit seiner Liberei (Bücherei) kommen und Ew. Fürstl. Gnaden seine Aufwartung machen und der Hohen Schule und Ew. Fürstl. Gnaden zur Ehre, Lob und Nutzen dienen. Daran sollt Ihr keinen Zweifel haben. Denn ich weiß unter den Teutschen keinen, der über ihm sei, ausgenommen Herr. Erasmus Rotterdamus, der ist ein Holländer."



Friedrich der Weise.

Aber Philipp wurde jetzt der Abschied doch schwerer, als er gedacht hatte, wie das so geht; das hatte Reuchlin wohl gewußt und ihn darum getröstet und aufgerichtet: „Sei herzhaft, kein Weib, sondern ein Mann! Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande."

Der junge Gelehrte packte seine Sachen zusammen und schaffte sie fort, wie ihm der reise-erfahrene Großoheim geraten hatte; es waren fast nur Bücher. Dann nahm er Abschied von seinen Freunden, von der Mutter und den Geschwistern in Bretten.

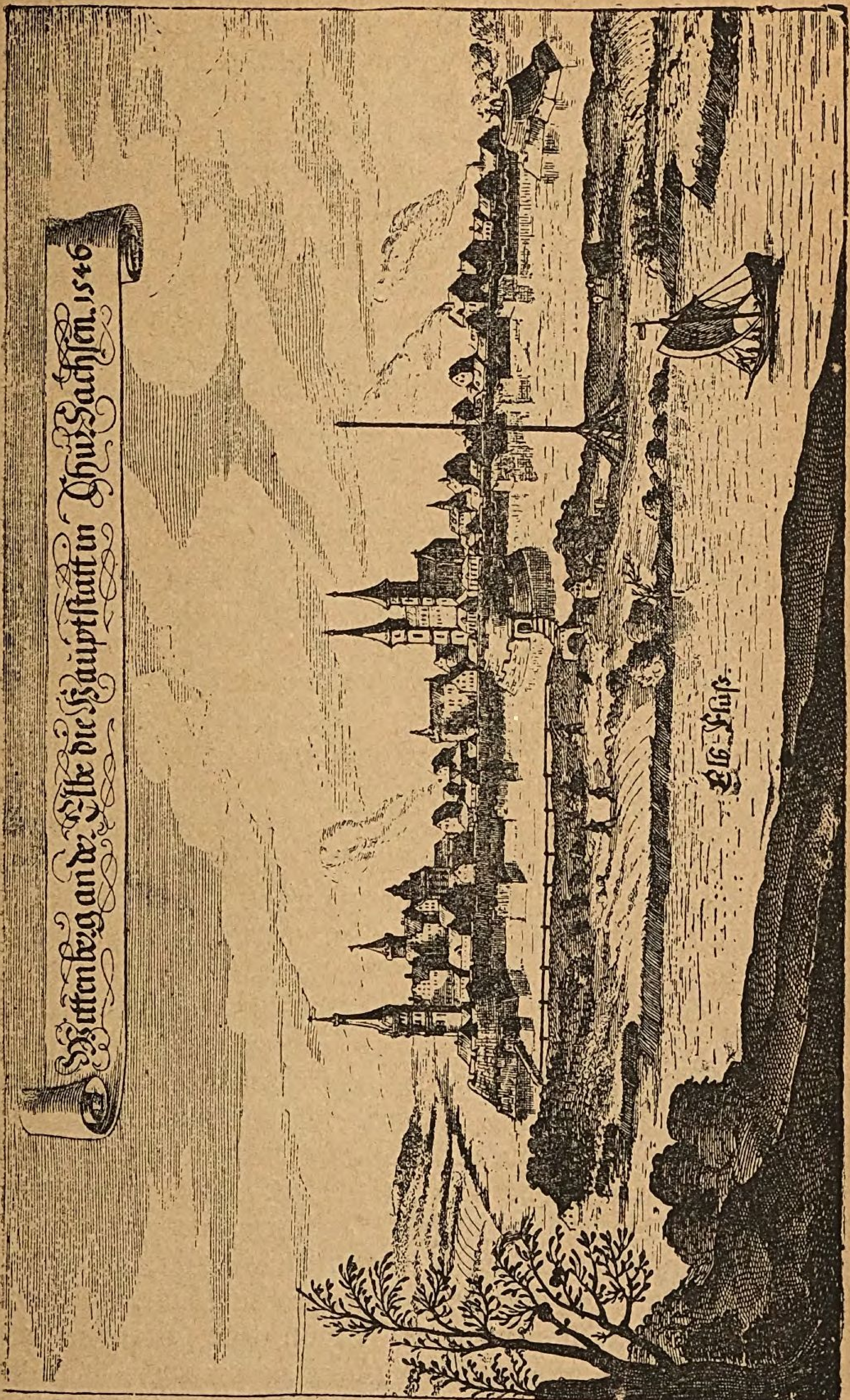
Von Bretten kam er dann nach Stuttgart zum Großoheim; bei dem weilte er einige Zeit und besprach gar mancherlei mit ihm. Es war das letztemal, daß er den väterlichen Freund sah.

Anfangs August stieg dann der Magister wieder zu Pferd und ritt nach Augsburg, stellte sich dem Kurfürsten vor und lernte auch seinen Hofprediger Spalatin kennen. Er zog am 25. August in Wittenberg ein und am folgenden Tag wurde er der Studentenschaft als „Erster griechischer Professor" angekündigt.

In Wittenberg hatte man anfangs nicht Melanchthon berufen wollen; die zwei maßgebenden Männer, D. Luther und Spalatin, hatten vielmehr den berühmten Leipziger Professor Mosellanus befürwortet. Aber weil der Kurfürst bereits an Reuchlin geschrieben hatte, so fühlte der sich durch sein Wort gebunden. An so kleinen Umständen hängt oft ein großes weltbewegendes Ereignis. Wie ganz anders wäre der Lebenslauf Melanchthons und auch Luthers, wie ganz anders wäre überhaupt die Entwicklung des Humanismus und der Reformation geworden, wenn nicht der Kurfürst, ohne sich mit Menschen zu beraten, wie durch göttliche Eingebung gehandelt hätte!

Das kleine, schmächtige Männlein, das neben Luther, der doch auch kein Riese war, wie ein Knabe aussah, wurde von den Wittenbergern freilich anfangs mit einigem Kopfschütteln angesehen, und das bescheidene, ja schüchterne Auftreten des jungen Magisters konnte ihnen auch nicht imponieren. Aber als er nach fünf Tagen vor versammelter Universität — auch Luther war da — seine lateinische Antrittsrede hielt über „die Verbesserung der Studien“, da schauten und horchten sie mit großer Bewunderung nach dem jugendlichen Magister da oben auf dem Katheder, der da sprach wie ein Meister; da belebte sich das knabenhafte Angesicht mit den geistvollen Zügen, da blitzten die großen blauen Augen hell auf unter der hochgewölbten Stirn mit ihrer großen energischen Ader, da kamen aus diesen feingeschnittenen Lippen anmutig gesetzte und wohlklingende Worte im schönsten Vortrag, da quollen neue, große, weitschauende Gedanken klar und anmutig hervor aus einem reichen Verstand; da merkten die Hörer: hier redet ein hoher Geist, da sagten sie sich: das ist ein großer Mann.

Und der erste, welcher dem jungen Magister freudig glückwünschend die Hand schüttelte, war der bedeutendste Professor der Hochschule, D. Martin Luther, der im vorigen Jahre mit seinen reformatorischen 95 Sätzen ein weit größeres Aufsehen in der Welt gemacht hatte, als die Humanisten alle mit ihren Spottbriefen der „Dunkelmänner“. Sofort schrieb Luther an seinen Freund Spalatin, den Berater des Kurfürsten: „Melanchthon hat eine so gelehrte und feine Rede gehalten und damit einen solchen Beifall und solche Bewunderung gefunden, daß Du ihn uns nicht weiter zu empfehlen brauchst. Wir haben schnell die vorgefaßte Meinung aufgegeben und von seiner äußeren Erscheinung abgesehen und lassen dem erlauchten Fürsten durch Dich Dank sagen. Ich begehre keines andern Lehrers im


Wittenberg an d' Elbe die Hauptstatt in Chur Sachsen. 1546

Griechischen, solange uns dieser Mann erhalten bleibt. Sehet zu, daß Ihr nicht seine Person und seine Jugend gering schätzt. Es ist ein Mann, der jeder Auszeichnung wert ist.“ Und bald darauf: „Philippus laß Dir bestens empfohlen sein; er ist ein vollkommener Grieche, grundgelehrt, freundlich und leutselig; hat seinen Hörsaal gestopft voll.“ In der That stieg die Studentenzahl in Wittenberg jetzt von zweihundert auf ebensoviel tausend, und darunter „Fürsten, Grafen und Barone“; „es strömte herbei, wie das Wasser bei einer Ueberschwemmung“. „Und die Apostel können ihrem Meister nicht aufmerksamer zugehört haben, als die Studenten Melanchthon.“

Die Rede, welche Melanchthon zu seinem Antritt in Wittenberg gehalten hatte, handelte von der Verbesserung des Jugendunterichts. Und diese Antrittsrede war das Programm Melanchthons für all seine weitere Wirksamkeit in seinem ganzen Leben. Die alten Sprachen, setzte er auseinander, müßten die Gelehrten und Studenten können; denn durch die Sprachen gelangen sie erst zu den Quellen der Wissenschaft. „Um der Gottesgelehrsamkeit willen müssen wir also die fremden Sprachen treiben.“

Damit hatte Melanchthon etwas Neues und Großes ausgesprochen. Er hatte den großen Ruf erhoben: zu den Quellen! und das bedeutete für die Gottesgelehrtheit und die Kirche: zu der Bibel!

Zugleich hatte Melanchthon Glauben und Wissen, Religion und Gelehrsamkeit mit einander verbunden. Er selbst gehörte der Gottesgelehrsamkeit und der Sprachwissenschaft an und erklärte, der Protestantismus ohne Humanismus sei nicht viel besser als Scholastik.

Also hat nun Melanchthon Vorlesungen gehalten über die großen griechischen Weltweisen Aristoteles und Plato und die großen christlichen Gottesgelehrten Paulus und Johannes, über heidnische Poeten und jüdische Propheten, über Heldengedichte und Psalmen, über biblische Briefe und philosophische Gespräche, über Geschichte und Komödien. Und zwar noch einmal soviel als andere Professoren. Daneben hat er allerlei Bücher herausgegeben: Vorreden und Briefe, Urteile und Gutachten, Schutzreden für Luther und seine Anhänger, Erklärungen zu heidnischen und biblischen Schriften, vor allem aber seine berühmte große „Glaubenslehre“ (Loci communes, d. h. Evangelische Grundgedanken): die erste und beste Darstellung der evangelischen Lehre, die berühmt geworden ist durch alle Welt und Zeit. Darin giebt sich Melanchthons besondere Auffassung

vom Christentum tund: er weist die unfruchtbaren Spitzfindigkeiten der Scholastiker ab und betont das, was zum Heil und Leben, zu Tugend und Frömmigkeit dient: die Geheimnisse der Gottheit solle man anbeten, nicht darüber grübeln. Dagegen handelt er wie Paulus von Gesetz, Sünde und Gnade.

So hatte Melanchthon hier in Wittenberg allerdings, wie er in Tübingen gewünscht hatte, einen weiteren Wirkungskreis gefunden, größer als er gedacht, und als ihm allmählich lieb war; denn er wurde immer weiter ausgedehnt. Er stand ebenbürtig neben Luther, damals dem gefeiertsten Manne der Zeit; Melanchthon und Luther wurden allmählich die berühmtesten Lehrer in der ganzen Welt, einer mit dem andern und durch den andern.

5.

Melanchthon schließt Freundschaft mit Luther und heiratet.

Martinus ist ein kühner Mann,
Ein groß Spiel hat er g'fangen an,
Er braucht nit Würfel und Karten:
Wer mit ihm disputieren will,
Der heilig'n Schrift muß er warten.

Volkslied 1524.

Luther hatte eine große Freude an dem neuen Magister, er war voll Bewunderung für seine weite Gelehrsamkeit und seinen feinen Geist, und er sprach dies auch begeistert aus; an alle Welt schreibt er, wie entzückt er von seinem „herzlieben Philippus“ ist. Er ist eifersüchtig darauf, wenn man ihn nicht genug lobt und liebt, und voll Angst, er könne ihn wieder verlieren.

Aber auch Melanchthon fühlte sich hingezogen zu dem gewaltigen Mann, zu dem er hinaufschaute, als dem „ehrwürdigen Vater, dem frommen Theologen, dem Mann seiner Sehnsucht, dem treuen Seelenhirten.“ „Viel zu wunderbar ist Martinus, als daß ich ihn mit Worten abbilden könnte. „Sterben will ich lieber, als mich von Luther wegreißen lassen. Ja, über mein Leben geht mir sein Wohl, so daß mir nichts Schlimmeres begegnen könnte, als seiner zu entbehren.“ Ja, einer bedurfte des andern,

ergänzte den andern, jeder lernte vom andern, nahm von ihm an und ließ sich von ihm anregen. Und das evangelische Volk hat Gott zu danken, daß ihm beide Männer geschenkt waren.

So wurde zwischen den zwei Lehrern eine Freundschaft seltener Art geschlossen.

Luther nahm sich des schüchternen, jüngern fremden Kollegen an; er wollte dem Freunde das Leben in Wittenberg recht behaglich machen. Gleich am Anfang sprach er aus: „Ich habe nur die eine Besorgnis, seine zarte Körperbeschaffenheit möchte vielleicht die Lebensweise unsrer Gegend nicht recht ertragen, denn es ist zum Erbarmen: wir haben in diesem elenden armen Nest keinen rechten Lebensunterhalt; es ist nichts Gutes zu bekommen und wenn man schon etwas hat, so kocht man's nicht recht." Ueberhaupt aber dachte Melanchthon zu wenig an seinen Leib und an häusliche Bequemlichkeit. Daher fürchtete Luther, dem jungen Freunde „könnte leicht etwas zustoßen, was bei großen Geistern, die zu wenig an ihren Körper und ihr Hauswesen denken, gewöhnlich ist". Ein solches Leben, meinte er, könne Melanchthon nicht lange aushalten.

Zwar hatte Melanchthon bald nach seinem Einzug in Wittenberg sich einen Famulus kommen lassen aus der Gegend seiner Heimat: Johann Koch aus dem Heilbronnischen; er war ein zuverlässiger und nicht ungebildeter Mann, der besorgte seinem Magister sowohl häusliche wie gelehrte Geschäfte. Aber das dünkte dem väterlichen Fürsorger nicht genügend. Kurz, Luther dachte daran, den jungen Magister zu verheiraten, ihm eine sorgsame Hausfrau und einen behaglichen Hausstand zu verschaffen. Und zwar sollte es eine Wittenbergerin sein, damit Melanchthon mit neuen Banden an die Universität geknüpft werde. Melanchthon fürchtete zwar, die Ehe könnte ihn an seinen Studien hindern. Aber er hielt den Ehestand selbst hoch: „Ich hasse die menschenfeindliche Gesinnung derer, welche eine besondere Ehre und Weisheit darin suchen, das weibliche Geschlecht zu verachten und sich der Ehe zu entziehen. Die Frauen mögen ja ihre Schwächen haben, wir Männer haben unsere auch. Wir wollen sie ehren, schätzen, bessern, und wenn wir die Stärkeren sind, das beweisen, indem wir sie fördern, nicht, indem wir sie hintansetzen; denn dazu ist der Ehestand eingesetzt, daß wir uns des andern Geschlechts annehmen." Das war wacker und männlich gedacht. Und so handelte er. Die Auserwählte war des Bürgermeistes Töchterlein Käthe Krapp, „ein Mädchen von solchen Eigenschaften und solcher Gemütsanlage, wie ich's vom Himmel nur wünschen konnte."

Am 20. August 1520 war die Verlobung, am 26. November, am Tag nach Katharinen, dem Namenstag der Braut, die Hochzeit, welche auch Luthers „Eltern und Schwestern durch ihre Anwesenheit ehrten,“ nebst vielen „ehrbaren“ und gelehrten Leuten.

Die Käthe Melanchthons war einfacher, sanfter wie die Käthe Luthers — so paßte sie auch besser für ihren Gatten. Sie war fast übertrieben mildthätig. Um ihren Magister aber sorgte sie sich ängstlich ab. Namentlich ließ sie sich angelegen sein, seines Leibes zu pflegen; sie suchte ihn recht kräftig zu nähren und kochte ihm recht üppig. Philipp brauchte für sein kleines Körperchen nicht viel und hielt namentlich nicht sehr auf Fleisch: Suppe, Gemüs, Fisch und Eier waren ihm lieber. Dazu schüttelte aber Frau Käthe den Kopf, so daß Melanchthon scherzend klagte: „Sie glaubt immer, ich sterbe Hungers, wenn ich nicht vollgestopft bin wie eine Wurst.“

Daß aber Küche und Schränke des neuen Haushalts immer gefüllt seien, dafür trat der Hausfreund Dr. Luther ein. Er sorgte dafür, daß der junge Ehemann einen besseren Gehalt bekam und daß ihn der bescheidene Magister auch annahm.

So war nun Melanchthon wohl versorgt. Das brauchte er auch, denn jetzt kamen gewaltige Anstrengungen und Anforderungen an ihn: **Arbeiten und Kämpfe!**

6.

Melanchthon zieht fürs Evangelium zu Felde.

Wohlauf, du edler Kriegesmann,
Es geht jetztund ein Feldzug an
Gegen den bösen Widerchrist,
Am Tag ist seine falsche List.
Nun ist es Zeit,
Wider ihn zu führen rechten Streit.

Volkslied a. d. Reformationszeit.

Wie die zwei Dichter in Weimar, konnten die zwei großen Wittenberger Lehrer und Freunde nicht still und friedlich ihres Lehramts warten, was sie doch so sehr wünschten. Sie wurden hineingerissen in Kampf und Streit; einen Feldzug mußten sie führen und Schlachten schlagen gegen den alt bösen Feind: den Scholastizismus und Romanismus,

um das neue Reich der evangelischen Kirche und Wissenschaft zu errichten. Da aber standen die zwei Freunde zusammen als Mitkämpfer, wie Bismarck und Moltke. Der eine führte die große Politik, der andere rüstete Heer und Kriegsplan.

Gerade als Melanchthon nach Wittenberg kam, wurde Luther vom Papst nach Augsburg vorgeladen, um dort seine 95 Thesen zu widerrufen oder in Gefangenschaft zu gehen.

Von Augsburg bat Luther den treuen Freund um sein Gebet für Gottes Sache. Der aber war „gutes Mutes wegen der Wut der Romanisten: die meinen, sie könnten nicht regieren, wenn sie nicht tyrannisieren;" er freute sich über „Martins klare Verteidigung." Aber weder er noch Luther hatten eine Ahnung, wohin die Sache führen sollte.


Dr. Eck.

Da rief der gewaltigste Disputator Deutschlands, Dr. Eck, die Lutherischen, Carlstadt und Luther selbst, zum Streitgespräch nach Leipzig. Melanchthon hörte zwar nur zu und merkte noch klarer, welch „ein Unterschied zwischen dem ursprünglichen Christentum und der späteren Scholastik" war. Aber als Luthers getreuer Schildknappe flüsterte er diesem manch treffendes Wort zu, so daß der streitbare Eck gar ärgerlich ward über den verwegenen Burschen, der sich erkühne, als Laie sich in gottesgelehrte Dinge zu mischen, und nannte ihn einen Ketzer.

Eck ließ es aber nicht beim Wort Ketzer bewenden, sondern ging nach Rom und erwirkte den Bann gegen Luther und seine Anhänger.

Von dort kam aber zuerst eine giftige und verlogene Schmähschrift eines Dominikanermönchs, der Luther als Rebell gegen Kirche und Staat anklagte und die Fürsten auf ihn hetzen wollte. Dem leuchtete nun Melanchthon heim in einer Schrift. Darin heißt es: „Die Widersacher sind die Urheber des Kampfes, denn sie wollen die Wahrheit unterdrücken und Gewalt üben. Was Luther bekämpft, gehört nicht zur echten

ursprünglichen Kirche. Und er kämpft nicht mit Gewalt, sondern mit dem Wort für den Glauben, der allein Leben giebt. Darum, ihr deutschen Fürsten, schützt das Evangelium!"

Aber nicht bloß einzelne Kämpen wollten sich an Luther die Sporen verdienen, auch ganze Körperschaften traten gegen ihn auf, welche sich als Zionswächter der Scholastik aufspielten: so die Hochschulen von Löwen und Köln, wo ja die Ketzerrichter ihren Sitz hatten. Insbesondere aber die Pariser Hochschule, die „Sorbonne," die sich hochmütig die erste theologische Lehranstalt nannte; denen antwortete er: „Es ficht die Christen wenig an, wenn ihr sagt: Wir sind Magister! wir sind Pariser! wir sind Sorbonnisten! wir sind die Mutter aller Schulen! denn das sind lauter eitle Namen, gegen welche Deutschland fortan taub sein wird." Und so war es: mit dieser Schrift hatte die Sorbonne ihrem alten Ruhm sein Grab gegraben! Wittenberg trat an die Stelle von Paris.

Das war im Jahr 1521, zur Zeit des Wormser Reichstags. Kaiser Karl hatte zwar Luther nicht verbrannt, aber ihn und seine Anhänger geächtet, und das war schlimm genug. Luther mußte sich auf der Wartburg verbergen. Da wollte er Melanchthon ins „Treffen" stellen: „Tritt du inzwischen als Diener des Wortes ein, verwahre die Mauern und Thore Jerusalems, bis sie auch über dich herfallen."

Freilich zum „Diener am Worte," zum Prediger und Volksredner wie Luther war Melanchthon nicht geschaffen; das wußte er, und er wollte auch nicht die kirchliche Ordnung als Laienprediger stören. Sein Element war Schriften zu schreiben, Gutachten zu geben, nicht das Volk fortzureißen oder zu beschwichtigen. Das zeigte sich jetzt, während Luther abwesend war und Melanchthon in Wittenberg den Spieß halten sollte.

Eine Gährung war eingetreten in der Stadt der Reformation wegen der Klostergelübde, der Priesterehe und der Messe. Die Augustinermönche, viele Professoren und die ganze Bürgerschaft, die Studenten erst recht, drängten nach Neuerungen und Melanchthon setzte auch durch, daß die „Kaufmessen und Privatmessen" abgeschafft wurden.

Jetzt aber wollten die Schwärmer noch weiter gehen, besonders der Professor Carlstadt und der Mönch Zwilling. Carlstadt teilte ohne weiteres das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus und drang auf „Abthun der Bilder und Bettler." Die „Oelgötzen" müßte man zerschlagen. Dann kamen aus Zwickau sog. „Propheten" nach Wittenberg, schwärmerische Handwerker, und regten die ohnedies schon aufgeregte Stadt

noch mehr auf. Sie beriefen sich auf Gesichte und Eingebungen und verwarfen die Kindertaufe, weil zur Taufe der Glaube gehöre. Das machte Melanchthon zu schaffen, da er in ihren Lehren nichts Schriftwidriges sah. Bald aber gingen sie weiter zu offenbaren Schwärmereien: auch Weiber könnten predigen und weissagen, die Studien seien unnötig, der Geist gebe alles ein; Luther habe nur einiges Wahre getroffen, es müsse ein andrer kommen mit einem höhern Geist; eine ganz neue und heilige Kirche müsse gegründet werden.

Carlstadt und Zwilling schlossen sich den „Propheten“ an und drängten heftig nach Neuerungen; ja sie meinten, man müsse die Schulen schließen, Bauernkittel anziehen und den Pflug führen.

Melanchthon versuchte die Schwärmer zu stillen. Bei Zwilling gelang es ihm; bei Carlstadt aber konnte er den Strom nicht aufhalten. Der war ganz von den Propheten mitfortgerissen und regte die Bürger und Studenten auf zur Bilderstürmerei und zur Auflösung der Schulen. In dieser Gefahr für das Evangelium, für die Ehre und den Frieden der Kirche rief Melanchthon nun Luther zu Hilfe, von dem er schon gleich zu Anfang gesagt, der sollte „die Geister prüfen“, „sonderlich, da sie sich auf ihn berufen.“ Und jetzt kam Luther gegen den Willen des Kurfürsten von der Wartburg und stillte die Aufregung; die Schwärmer, auch Carlstadt, wichen und die Reformation konnte ruhig ihren Gang gehen. Die Form der „Messe“, wie sie Melanchthon vorgeschlagen hatte, wurde eingeführt.

Melanchthon aber konnte sich wieder seinen geliebten Studien und Vorlesungen widmen. Gerade die Schwarmgeister hatten gezeigt, wohin eine Bewegung ohne Bildung und Wissenschaft führe und daß es gerade recht eingehender Studien bedürfe, um nicht auf Abwege zu geraten.

Zunächst half er Luther das Neue Testament übersetzen, ließ „Gott deutsch reden,“ wie das Volk sagte. Dann wurde er von Luther gezwungen, seine Erklärungen zum Römer- und den Korintherbriefen und zum Johannes-Evangelium herauszugeben. Auch gab er allerlei Schulbücher in Druck. Auch eine Art „Evangelien-Harmonie“ oder biblische Geschichte des Neuen Testaments gab er heraus. Er führte die Sitte ein, Streitgespräche und Vorträge zu halten, und bewirkte, daß die Studenten, die daran teilnahmen, Preise bekamen. Dabei drang er auf schlichte und klare Rede, ohne viel Schmuck und Wortschwall.

Um schon die jungen Leute beizeiten heranzubilden, drängte Melanchthon die Professoren, Privatschulen zu halten. Sie

wollten nicht recht. Aber er richtete sogleich eine solche „Hausschule“ ein, und versorgte sie mit guter reichlicher Geisteskost, und weil auch Frau Käthe „Küche und Schränke nicht schonte“, so hatten es die Buben gut in des Magisters Haus. Der fleißigste hieß „Hauskönig“ und durfte bei der Aufsicht und beim Unterricht helfen. Wer den besten Aufsatz oder das beste Gedicht (natürlich alles lateinisch) gemacht hatte, saß bei Tisch oben an und durfte das Tischgebet sprechen; das war von Melanchthon in lateinischen Versen verfaßt. Oder der Hausvater machte selbst ein Gedicht auf den Knaben und setzte ihm einen Kranz auf. Auch ließ er die Jungen lateinische Komödien aufführen. Durch alle diese Freundlichkeit gewann er die jungen Leute, daß sie ihm gar sehr anhingen. Aber nicht bloß Knaben, sondern auch Jünglinge und Männer lebten in Melanchthons Haus und aßen an seinem Tisch.

Ein Schweizer Student, der damals in Wittenberg war, schildert Melanchthon so: „Er ist nach Leibesgröße eine kleine unachtbare Person, du meinst, es wäre nur ein Knab von 18 Jahr, so er neben dem Martino Luther geht. Wenn sie aus innerlicher Lieb ohn Unterlaß bei einander wohnen, gehn und stehn, übertrifft ihn Martinus nach der Länge mit ganzen Achseln; nach Verstand aber, Gelehrsamkeit und Kunst ist er ein großer starker Ries und Held, so daß es einem verwundern möcht, daß in einem so kleinen Leib ein so großer unübersehlicher Berg von Kunst und Weisheit verschlossen liege.“

7.

Allerlei Besuche und Versuchungen.

Wohlauf, ihr frommen Deutschen!
Ein Lärmen hebt sich an,
Gilt euch, man will euch täuschen
Und lehren, Welsch verstahn.

Volkslied aus der Reformationszeit.

Unausgesetzte Arbeiten, noch mehr aber die Kämpfe und Aufregungen dieser Jahre hatten Melanchthon stark mitgenommen. Sein Kurfürst Friedrich der Weise schrieb ihm in dieser Zeit selber einen Brief und schickte den mit einem Fäßchen Wein aus seinem Keller: „er solle für seine Gesundheit sorgen und sich nicht zu sehr abarbeiten; er kenne ja die

Episteln St. Pauli so gut, darin stehe: Gebet auch dem Leib seine Ehre; und wenn er die andern Sprüche Pauli für wahr halte, so müsse er auch diesem Wort glauben." Aber dazu genügte nicht bloß ein Glas Wein; Melanchthon brauchte Erholung und Ausspannung; und da nun zu dieser Zeit ein junger Freund, Wilhelm Nesen, in seine Vaterstadt Frankfurt a. M. reisen wollte, dachte er auch daran, mitzugehen und eine Ferienreise in seine Heimat zu machen. Doch wagte er nicht, um Urlaub einzukommen; aber Luther rief: „Reise, lieber Bruder Philipp, reise in Gottes Namen! Hat doch unser Herr auch nicht immer gepredigt und gelehrt, sondern ist zuweilen unterwegs gewesen und hat seine Freunde und Verwandte besucht. Nur eins verlang ich von dir: komm bald wieder."

Melanchthon hatte aber noch einen genauern Freund, der war sein bester und liebster zeitlebens, Joachim Camerarius aus dem altadligen Geschlechte der Kammermeister von Bamberg. Auch der reiste mit. Ferner Melanchthons Haus- und Tischgenosse Burckart aus Weimar und Silberborner aus Worms, zwei junge Männer von seiner Privat-Schule.

Im Frühling, wo die Wiesen grünen und die Bäume blühen, den 16. April 1524, ritten die fünf Freunde aus Wittenbergs Thoren, kamen nach Leipzig und Frankfurt a. M., wo Nesen blieb. Die übrigen vier ritten weiter die Bergstraße hinauf, bogen dann bei Bruchsal in das Salzbachthal ein nach Bretten.

Als Melanchthon von einer Anhöhe die Türme der Heimatstadt erblickte, stieg er vom Pferde, kniete nieder und rief: „O Vaterlands-Erde! Wie dank ich dir, Gott, daß ich sie wieder betreten darf!" Dann ging's die Gottesackerstraße hinauf zu dem bekannten Eckhaus am Markt.

Freilich hier war vieles anders geworden seit den sechs Jahren, wo Melanchthon Abschied genommen hatte nach Wittenberg. Die Mutter hatte sich 1520, im selben Jahre wie ihr Sohn, zum zweiten Mal verehelicht mit dem Bürger Christoph Kolbe; die Geschwister waren herangewachsen und zumteil verheiratet in Bretten, Heidelberg und Heilbronn, der Bruder Georg wohnte im Elternhaus; dagegen waren einige neue kleine Stiefschwesterlein dazu gekommen.

Da wurde nun geplaudert, gefragt und erzählt von Altem und Neuem. Es waren ein paar recht erquickliche Wochen, welche der angestrengte Gelehrte in der Heimat und im Vaterhause zubrachte. Namentlich erfreute er sich an seinem wackeren

Bruder Georg, der auch in Religionssachen ganz mit Philipp übereinstimmte.

Auch Pforzheim wurde besucht, wo Melanchthons Lehrer Ungerer als würdiger Stadtpfarrer lebte und evangelisch predigte. Den alten väterlichen Freund Reuchlin konnte Melanchthon nicht mehr sehen. Denn dieser war seit ein paar Jahren tot.

Damals war der päpstliche Gesandte, der Cardinal Campeggio in Deutschland. Er erfuhr in Stuttgart, daß Melanchthon gerade in Bretten weilte. Diese Gelegenheit schien ihm günstig, einen Sturm auf den berühmten Gelehrten zu machen und ihn herumzukriegen, wie es mit Erasmus gelungen war. Der war jetzt ein Greis geworden, und Geisteserbe und Nachfolger in der Regierung der Gelehrtenrepublik hätte Melanchthon werden sollen. Während der Kardinal nun selber von Stuttgart nach Heidelberg zu einem großen Jagen und Festschießen reiste, das der Kurfürst zur Versöhnung mit Bayern abhielt, schickte er seinen Geheimschreiber Nausea (einen geborenen Bamberger mit dem deutschen Namen Uibel oder Ekel) nach Bretten: er solle mit Melanchthon verhandeln, sich aber stellen, als ob er zufällig und aus eigenem Antrieb nach Bretten käme. Nausea wollte zuerst schrecken und stellte Luther als Friedensstörer hin, der nur den Umsturz der Kirche wolle. Melanchthon wußte das aber besser und hatte es oft bezeugt. Als dies Mittel nicht verfing, gab der Geheimschreiber zu verstehen, Melanchthon könne eine glänzende Laufbahn haben, wenn er „zur Einheit der Kirche zurückkehre" — das half aber bei dem ehrlichen Mann noch weniger. Er gab dem römischen Unterhändler eine echt deutsche Antwort: „Was ich einmal für richtig erkannt habe, das halte ich fest und behaupte es ohne Rücksicht auf das Ansehen irgend eines Sterblichen und ohne Rücksicht auf Vorteil, Ehre und Nutzen. Nie werde ich von denen abfallen, die dieselbe Wahrheit bekennen. Wie bisher, so werde ich auch in Zukunft die reine Lehre verteidigen mit Eifer, aber ohne Leidenschaft. Und ich wünsche, daß alle, denen das öffentliche Wohl und der Frieden am Herzen liegt, zusammenstehen, um die Gebrechen der Kirche, die sich doch nicht mehr verbergen lassen, zu heilen. Das wäre besser, als durch unsinnige Raserei den Zwiespalt vergrößern." Da hatte der päpstliche Abgesandte nicht nur eine Abweisung, sondern auch eine Zurechtweisung. Der wird Augen gemacht haben über die tapfere Antwort des schüchternen Gelehrten! Dieser hatte den Stiel umgedreht und den Römischen gesagt, was sie sündigten und wie sie Buße thun und sich bekehren müßten. Aber Melanchthon

wollte dem Geheimschreiber auch zeigen, daß er wisse, wer ihn gesendet habe; und damit er seine Rede nicht vergesse oder abschwäche, so gab er es ihm schriftlich mit für den Kardinal-Legaten, was er von Luther und seinem Werk halte.

Melanchthon war nicht zu dem Heidelberger Fest eingeladen — obwohl ihn der Kurfürst im nächsten Jahr gar gerne bei sich gehabt hätte, als im Bauernkrieg das verfolgte Wild sich einmal gegen die Jäger stellte — den stillen Gelehrten gelüstete auch nicht nach dem Fest-Trubel. Dafür kam aber von Heidelberg eine andere Gesandtschaft nach Bretten. Die Heidelberger Universität wollte an dem gepriesenen Professor wieder gut machen, was sie vor zwölf Jahren an dem knabenhaften Studenten etwa gefehlt durch die Verweigerung des Magistertitels, und beschloß eine besondere Ehrung ihres berühmten Landsmanns. Eine feierliche Abordnung, bestehend aus zwei Professoren der philosophischen Fakultät, Hermann vom Busch und Simon Grynäus, traf am 6. Mai in Bretten ein und überreichte mit einer rühmenden Rede Melanchthon einen silbernen Pokal mit vergoldetem Deckel.


Landgraf Philipp von Hessen.

Diese hohe Ehre wird namentlich der Frau Barbara wohlgethan haben. Sie wollte ihren Philipp nicht mehr fortlassen, und konnte gar nicht begreifen, daß sie ihn nicht bei sich in Bretten behalten dürfte.

Unterwegs hatte der reisende Magister noch ein seltsames Abenteuer. Als die vier gelehrten Reiter in der Nähe von Frankfurt waren, kam ihnen ein fürstlicher Zug entgegen: es war der Landgraf Philipp von Hessen, der nach Heidelberg zu den Festen reiten wollte. Philipp galt damals für den schlimmsten Feind der Reformation; mehrere evangelische Prediger hatte er außer Lands gejagt, andere eingesperrt. Der Landgraf ritt auf die vier Gelehrten zu und fragte, ob „Meister Melanchthon“ unter ihnen sei. Melanchthon war es nicht wohl zu Mut; aber er gab sich ohne weiteres zu erkennen und wollte vom Pferde steigen, um dem Fürsten seine Ehrfurcht zu bezeigen. Allein der Landgraf hieß ihn sitzen bleiben und lud ihn ein, die

Nacht bei ihm zuzubringen; er brauche keine Angst vor ihm zu haben.

„Ich fürchte nichts von Euch,“ erwiderte Melanchthon; „auch ist an meiner Person wenig gelegen.“

„So?“ lachte der Landgraf: „Wenn ich Euch aber nun an den Campeggi ausliefern würde? Dem wäre doch recht viel an Euch gelegen.“

Dann ritten sie neben einander her. Der Magister sprach von den kirchlichen Dingen und der Landgraf hörte zu. Aber die flüchtige Unterredung schien ihm nicht genügend. Es kam ihm ein anderer Gedanke. Der Landgraf begehrte, Melanchthon möchte aus Wittenberg ihm einen schriftlichen Bericht über diese Dinge schicken, und entließ ihn. Freundlich redete er dem Magister zu, seinen Weg durch Hessen zu nehmen und gab ihm dazu Geleit mit.

Erstaunt über dieses unerwartete Verhalten des Landgrafen ritten die Freunde in Frankfurt ein, nahmen Nesen mit, der aber bald darauf bei einer Kahnfahrt in der Elbe bei Wittenberg ertrank. Daheim setzte sich nun Melanchthon sofort hin und schrieb mit großem Eifer und Fleiß für den Landgrafen eine „Summa der erneuten christlichen Lehre.“ Darin sagte er ähnlich wie in dem Brief an Campeggi: Fürsten und Bischöfe unterstützen den Papst aus weltlichen Rücksichten; das Volk falle Luther zu aus Freiheitslust. Die Fürsten sollten mehr auf das Heil ihrer Völker und das Wesen der Religion bedacht sein. Sie sollten die freie Predigt des Evangeliums durch tüchtige Männer gestatten, statt sie zu unterdrücken; so könnten sie sich bewahren vor der päpstlichen Tyrannei und vor gewaltsamen Neuerungen des Volkes.

Im Oktober 1524 erhielt der Landgraf die Schrift, im Februar 1525 trat er offen für die Reformation ein, und hat sie von da an stets verfochten, unerschrocken und verständig, in geistlichen Dingen gelehrt und in weltlichen geschickt, als einer der tüchtigsten Verteidiger des Evangeliums unter den Fürsten.

Das war die herrliche Frucht der Ferienreise Melanchthons. Nicht jedem und nicht immer begegnet einem so etwas. Aber man sieht daraus, daß es nicht immer auf unser Thun und Arbeiten ankommt, um etwas Großes zu erreichen, daß Gott es den Seinen oft, wenn auch nicht im Schlafe, doch auf einem Spaziergang oder einer Erholungsreise giebt.

Und noch einen großen Gewinn hatte Melanchthon von dieser Reise. Mit seinem Begleiter Camerarius wurde er mehr und mehr ein Herz und eine Seele, und daheim in Wittenberg

schlossen sie sich noch inniger aneinander. Bei Tag und Nacht, im Wachen und im Träumen schwebte ihm der liebe Freund vor Augen. Neben ihm saß er in der Hochschule bei akademischen Vorträgen, miteinander mischten sich die Freunde in das Spiel seiner Kinder, zusammen sitzen sie auf einem Hügel am Elbufer und lesen eine griechische Rede des Demosthenes. Wenn der vielgeplagte und vielgeprüfte Mann in Kummer war, so schüttete er seine Sorgen am Busen des Freundes aus und holte sich da neuen Mut und Frieden. Und das brauchte ja der anschlußbedürftige, weiche, empfindsame, feinfühlige Mann. Zog ihn zu Luther der gewaltige Geist, der energische Wille, so zu Camerarius sein gleichgestimmter Sinn, sein liebefreundliches Herz. Er war „die Hälfte seiner Seele."

8.

Der Bauernkrieg, die hessische Reformation, die Nürnberger Schule, die Kirchen-Visitation und der Abendmahlsstreit.

Ihr Bürger, seid ermahnt: traut Gott,
Der uns erhält in aller Not.
Seid friedsam, schützt das Vaterland,
Einig im Glauben mit Bestand.

Inschrift am alten Rathaus in Bretten.

Gut war es, daß Melanchthon von seiner Ferienreise neue Gesundkraft und Lebensfreudigkeit mit nach Wittenberg brachte; denn schwere Nöte und Sorgen, Arbeiten und Kämpfe warteten seiner.

Die Schwärmerei der Zwickauer Propheten, die bisher unter der Asche fortgeglimmt hatte, lebte aufs neue auf und loderte in helle Flamme des Aufruhrs empor durch den Prediger Thomas Münzer in Orlamünde, dem das Thüringer Volk zufiel, und am Rhein und an der Donau erhoben die gedrückten Bauern die Fahne der Empörung und begehrten soziale, politische und kirchliche Freiheit zugleich. Und was sie in ihren „12 Artikeln" forderten, das schrieben sie mit derber Faust, mit der Schärfe des Schwertes und der Flamme der Brandfackel in blutigen und feuerigen Buchstaben den erschreckten Fürsten und Herren, vor allem den Bischöfen und Aebten vor

die Augen. Die Feuerzeichen von Burgen und Klöstern leuchteten unheimlich in die stille Studierstube des friedlichen Gelehrten in Wittenberg und störten ihn auf aus seinem Sinnen und Denken. Denn auf Luther und Melanchthon beriefen sich die Bauern in ihren Artikeln.

Melanchthon war tief unglücklich und erschrocken über den Aufruhr. Denn jetzt schien ja eingetroffen, was er stets abgewehrt und die Gegner stets prophezeit hatten. Dazu erschreckten seinen abergläubischen Sinn allerlei seltsame Naturerscheinungen. Da schreibt er: „Wenn ich diese Vorzeichen, die zahllosen Fehler der Fürsten, die Wut der Menge, die Beispiele der Geschichte und die Bedeutung der göttlichen Gerichte ansehe, so habe ich keine Hoffnung, daß die Staaten noch weiter bestehen."

Am 18. Mai schrieb der Kurfürst von der Pfalz an seinen gelehrten Landsmann: Er wolle über die 12 Artikel der Bauern auf einem Landtage nach Pfingsten verhandeln; deshalb habe er an Melanchthon die Bitte, er „als ein Geborener und Erzogener der Pfalz, vor andern in der hl. Schrift erfahren und geübt, berühmt und dem Frieden und der Gerechtigkeit geneigt, zudem in diesen Artikeln als ein Schiedsmann benannt", — er solle entweder selbst nach Heidelberg kommen oder ein Gutachten einschicken, wornach die Sache geurteilt und entschieden werden könne.

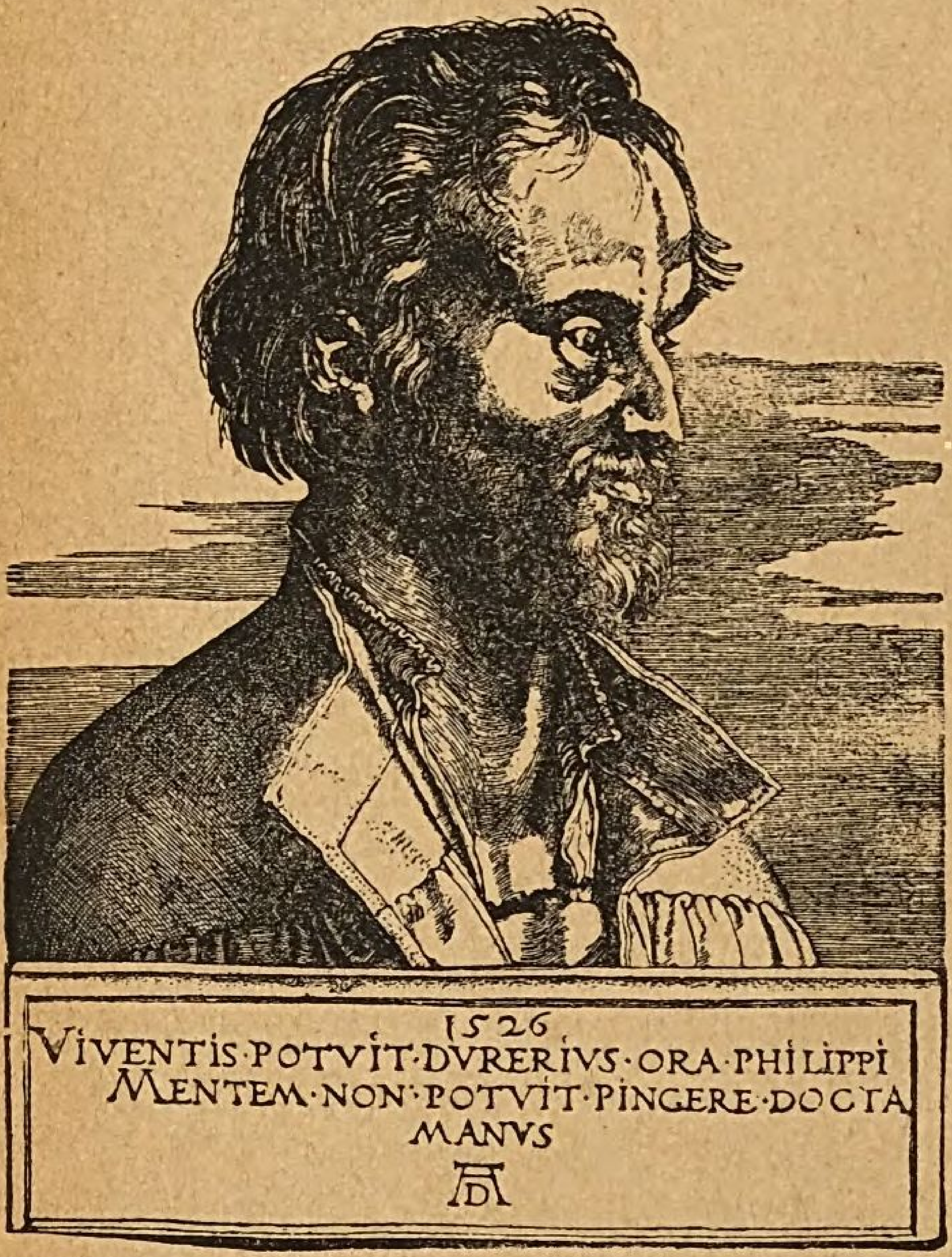
Melanchthon ging darauf ein und meinte: Da die Bauern sich auf das Evangelium berufen und sich erbieten, sich durch dasselbe weisen zu lassen, so ist es billig, daß man ihnen die rechte christliche Lehre vorhalte. Der Glaube sei aber ein Innerliches, daraus geht die Liebe und alle Tugenden hervor, auch der Gehorsam gegen die Obrigkeit, sogar gegen ungerechte Herren.

Das Gutachten kam zu spät. Denn mittlerweile hatten schon die Kanonen lauter gesprochen und die rote Schrift der groben Schwertstreiche hatte die feinen Federstriche ausgelöscht. Die Bauern waren geschlagen und bekamen es schlimmer als zuvor. Die Bemühung der Reformatoren hatte nichts geholfen; die Gegner beschuldigten doch die Reformation als Ursache der Revolution.

Für die hessische Reformation wurde Melanchthon von dem Landgrafen jetzt um ein Gutachten angegangen. Melanchthon gab es nach seinen bekannten Grundsätzen: „Die kirchlichen Gebräuche abzuschaffen, die man dulden kann, ist unnütz und gegen die Liebe. Die „Messe," oder nach Paulus „das Abendmahl" soll nur am Sonntag und nur als Gemeindefeier gehalten werden. Das Streiten auf den Kanzeln ist zu verbieten; dafür

ist der Glaube zu predigen; aber auch die Gottesfurcht, die Liebe und der Gehorsam. Denn daraus besteht das Christentum, nicht aus Zeremonien."

Der Landgraf wollte auch eine evangelische Universität in Marburg errichten und wünschte dazu Melanchthon. Aber den ließ Sachsen nicht los. Doch gab er dazu Rat und Hilfe: die Marburger Studien wurden denen von Wittenberg ähnlich und die ersten Lehrer in Marburg waren Wittenberger und Melanchthonianer. Dagegen hat der berühmte Magister den Nürnbergern ihre Gelehrtenschule eingerichtet. Dort war die Reformation schon 1522 durchgedrungen und 1524 nach dem Gutachten Melanchthons gestaltet worden. Jetzt verlangte der Rat auch eine Schule und stellte dazu alle Mittel in Aussicht, so daß man glauben konnte, das geisteshelle Nürnberg, welches man das „Auge Deutschlands" nannte, werde ein deutsches Florenz. Zwar hatte Melanchthon eine besondere Liebe und Freude an Nürnberg, aber er konnte doch nicht selber, wie der Rat begehrte, der Rektor der Schule werden; dazu schickte er seinen lieben Freund Camerarius.



Melanchthons Bild von Dürer.

Aber Melanchthon kam doch nach Nürnberg, die Schule einzurichten und einzuweihen (1526). Das war ein herrliches Fest, Melanchthon hielt die Rede und wurde hoch gefeiert. Der vornehme Humanist Pirkheimer, der Ratsherr Baumgartner, der Stadtschreiber Spengler und Albrecht Dürer luden ihn zu Gaste. Und der berühmte Maler zeichnete sein Bildnis.

Auch an andern Orten hatte Melanchthon gemeinsam mit Luther die Kirche und Schule neu eingerichtet, so in Magdeburg und Eisleben. Jetzt war es höchste Zeit, daß das auch in Sachsen geschah, denn da herrschte Verwirrung; hier war es so

und dort anders, wie es sich zufällig gestaltet hatte, ohne Ordnung und Einheit. Dazu sollte eine Visitation gehalten werden in den 4 Bezirken des Kurfürstentums. Die Geistlichen sollten geprüft, alte und unfähige pensioniert, schlechte entfernt, das Leben von Mönchen und Nonnen geordnet, die schwankenden Gemüter überzeugt, Schulen und Gemeinden begründet, Streitigkeiten geschlichtet, das Kirchenvermögen richtig verwaltet werden u. s. w. In jeden Bezirk gingen einige Theologen und kurfürstliche Räte. Melanchthon sollte die Visitation anfangen. Mit seinem Freunde, dem Pfarrer Myconius von Gotha, dem Pfarrer Menig von Erfurt, ferner seinem Amtsbruder und Schwager Dr. Schurf und zwei Edelleuten reiste er am 5. Juli 1527 ab und visitierte 5 Wochen lang Thüringen.

Da fanden nun die Visitatoren manches Gute, aber auch viel Bedenkliches und nicht weniger Wunderliches. Denn es war ein Uebergang vom Katholizismus zum Protestantismus. Die Geistlichen waren meist ehemalige Priester und Mönche; die hatten noch ihre frühere Unwissenheit oder Laster. Da gab es mehr als einen, der kannte vom Christentum nur die 10 Gebote, das Glaubensbekenntnis und Vaterunser; ja die nicht einmal. Einen, der Mönch gewesen war, fragte Melanchthon, ob er auch die 10 Gebote lehre. Da sagte der gute Mann: „Ich habe das Buch noch nit.“ Andere lebten noch nach alter Weise in wilder Ehe. Einer predigte in seiner Pfarrei das Evangelium, auf den Filialen las er die Messe, wie es die Leute da und dort verlangten. Dann gab es solche, welche die „neue Lehre“ übertrieben oder mißverstanden. Einige predigten nichts als von Sündenvergebung; einige erklärten, gute Werke seien unnötig; einige zogen nur auf Papsttum und Irrtum los. Auch die Uebergeistigkeit und Buchstabengläubigkeit der Schwärmer wirkte nach: in mancher Gemeinde waren alle Feiertage und Bräuche abgeschafft, oder es wurde gepredigt, man dürfe nicht zu den Türkenkriegen steuern, weil Rache verboten sei. Das Volk war noch halb katholisch oder überprotestantisch oder beides zugleich. Die Leute hingen am Aberglauben, z. B. am Wetterläuten, oder meinten, evangelisch leben sei Fleischessen, nicht beichten dürfen, keine Steuern zahlen. In den Schulen sah es traurig aus: die alten Lehrer verstanden gar nichts, die neuen prunkten oft mit ihrem Wissen; manche Lehrer wollten mit den Kindern griechisch und hebräisch treiben; manche Eltern dagegen meinten, weil jetzt deutsch gepredigt und gebetet werde, so brauchten die Schüler kein Lateinisch mehr zu lernen. Die

Kirchengüter waren zumteil von den Herren eingezogen und die Bauern gaben keine Zehnten und Gülten mehr; so waren die Pfarrer in Not.

Seine Eindrücke von der Visitation sprach Melanchthon so aus: „Wie kann man es verantworten, daß man die Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat! Mein Herz blutet, wenn ich diesen Jammer sehe. Ich geh oft beiseite und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Ortes zu Ende sind. Und wer wollte nicht jammern, wenn er sieht, wie die Anlagen des Menschen so vernachläßigt werden und seine Seele, die so viel lernen und fassen könnte, nicht einmal von ihrem Schöpfer und Herrn etwas weiß!"

So hatte der gelehrte Magister noch nicht in das Volksleben hineingesehen und so hatte er sich die Sache nicht vorgestellt.

Aber er hatte vieles gelernt. Sobald er heimkam, schrieb er „Visitationsartikel" auf, nach denen sollten die Visitatoren in den drei andern Bezirken die Visitationen vornehmen und sie den Pfarrern zustellen.

Darin war praktisch und volkstümlich dargestellt, was zu lehren und zu predigen, wie der Gottesdienst zu halten und die Schulen einzurichten seien. Darnach sollten die Feiertage gehalten werden, die heute noch gelten. Außer Sonntags soll noch Mittwochs und Freitags Wochengottesdienst sein. Jeden Sonntag sollten die Leute zum Abendmahl vermahnt werden, aber keiner zugelassen, er sei denn zuvor „verhört." Der Gemeindegesang und die Bibellektion müßten deutsch sein. Die Pfarrer sollten nicht denen predigen, die's nicht hören. Am Sonntag nachmittag, „wo das Gesind und junge Volk in die Kirche kommt, ist's gut die zehn Gebot, den Glauben und das Vaterunser auszulegen." In jedem Amtsbezirk sollte zur Aufsicht über Geistliche und Gemeinden ein Superintendent bestellt werden. Endlich müsse für gute Schulen gesorgt werden, nämlich Lateinschulen, mit drei Lehrern unter einem Rektor in drei „Haufen" oder Klassen.

Für diese Stadtschulen entwarf Melanchthon einen „Stiftungsbrief." Darnach sollten die Kinder Lesen und Schreiben, ferner die damals nötige Fremdsprache lernen, nachmittags auch musizieren, d. h. Gesänge treiben, an einem Tage in der Woche war „christliche Unterweisung." Darin soll der Schulmeister die Hauptstücke (Glaube, Vaterunser, Zehngebote) einfältig und recht auslegen und den Kindern die Stücke einbilden, die not sind,

recht zu leben, als Gottesfurcht, Glauben, gute Werke, nicht Hadersachen. Für die Kleinen schrieb der gelehrte Magister selber schon 1524 eine Lesefibel oder „Handbüchlein, wie man die Kinder zu der hl. Schrift und Lehre halten soll“ (eine Art biblische Geschichte und Spruchbuch), bis Luther nach der Visitation seine zwei Katechismen verfaßte. Auch Fabeln behandelte und empfahl der Magister für die jungen Knaben; denn er sagte, auch der Geist des Kindes bedarf der Muttermilch wie der Leib. Aesops Fabeln wurden lateinisch auswendig gelernt, ebenso lateinische Sprüche. Die Schule fing im Sommer um ½6, im Winter um ½7 Uhr morgens an, dauerte mit einem Kirchgange „bis man zu Tisch bläst“ (d. h. 11 Uhr); nachmittags von 12 bis 2; dann sollen die Knaben heimgelassen werden und zur Vesper wieder kommen, sobald man läutet. — Das war also ein bißchen mehr als heutzutage, wo man über zu vieles Schulsitzen und Ueberbürdung der Jugend jammert.

Diese Kirchen- und Schulordnung Melanchthons, welche aus der Praxis der Visitation herauswuchs, ist die Grundlage geworden für die gesamten Kirchen- und Schuleinrichtungen des evangelischen Deutschlands.

Nach diesen Artikeln wurden nun die andern Visitationen im Lande von Luther und seinen Freunden gehalten (1528); auch Melanchthon ging noch einmal nach Thüringen mit denselben 5 Genossen wie vorher. Da wurden nun Kirchen und Schulen in Sachsen fein geordnet, daß Luther schon 1530 dem Kurfürsten berichtete:

„Das Wort Gottes ist mächtig und fruchtbar im ganzen Lande, denn Ew. Kurf. Gnaden die allerbesten und meisten Pfarrer haben, wie sonst kein Land in der Welt, die so treulich und rein lehren und so schönen Frieden helfen halten.“

Mittlerweile war ein Zwiespalt unter den Evangelischen entstanden wegen der Abendmahlslehre. Neben und gleichzeitig mit der sächsischen Reformation Luthers war nämlich eine schweizerische durch Zwingli aufgekommen von Zürich aus. Ihm hingen auch die deutschen „Oberländer“ am obern Rhein in Konstanz, Straßburg, Hagenau u. s. w. an. Zwingli hatte nun eine andere Vorstellung vom Abendmahl als Luther. Die Reformation drohte zwiespältig zu werden zum großen Jubel der Römischen, welche die Kluft zu erweitern suchten; aber zur großen Betrübnis der Verständigen, welche eine Einigung wünschten, namentlich jetzt, wo der Kaiser so bedrohlich auftrat. Zu den Friedenstiftern gehörte vor allem der Landgraf Philipp von Hessen und so kam das Gespräch zu Mar-

burg im Herbst 1529 zustande. Melanchthon und sein Freund der Basler Oekolampad, sollten zwischen Luther und Zwingli vermitteln. Nun hatte zwar Melanchthon nicht ganz dieselbe wunderbare Vorstellung vom Abendmahl wie Luther, er stand vielmehr Zwingli einen Schritt näher. Während nämlich Luther das Abendmahl als Geheimnis auffaßte und Zwingli als Gleichnis, nahm es Melanchthon als Verheißung in dem Sinne, wie Jesus gesagt hatte: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen,“ nicht leiblich, wie Luther meinte, aber auch nicht gleichnisweise wie Zwingli, sondern geistigerweise sei Jesus zugegen. In den übrigen Dingen verglichen sich die zwei Parteien und auch wegen des Abendmahls wurde eine Zeitlang Frieden gehalten.

Das war vor allem dem friedsamen Melanchthon zu danken, wie denn Luther bekannte: „Philippus ist mir sehr lieb zu Marburg gewesen, denn wo ich zu hitzig wurde, hat er mir immer den Zügel gehalten und Frieden und Freundschaft nicht sinken lassen.“

9.

Die Augsburgische Konfession.

Herr Gott, der Gnadenreiche,
O gieb Barmherzigkeit,
Den Fürsten und dem Reiche
Weisheit und Einigkeit,
Weil sie jetzt sind beisammen
Zu Augsburg auf den Tag,
Zu ehren deinen Namen.
Deine Hilfe nicht versag'.

Volkslied 1530.

Schon im Jahre 1521 hatte der Papst mit dem Kaiser ein Bündnis geschlossen gegen Frankreich; dafür that Karl V. Luther und seine Anhänger in die Reichsacht. 1526 hielt es der Papst mit den Franzosen; da erlaubte der Reichstag in Speyer den Protestanten freie Religionsübung. Im Jahre 1529 schlossen Kaiser und König und Papst miteinander Frieden; da mußte des Kaisers Bruder Ferdinand erklären, daß der Speyerer Beschluß von 1526 aufgehoben und das Wormser Edikt von 1521 gelten solle und

alle „Neuerungen“ in Sachen der Religion verboten wären. Dagegen protestierten die evangelischen Reichsstände und erhielten davon den Namen Protestanten.

Dies geschah wieder in Speyer und Melanchthon war auch dabei. Er mußte seinen Landesherrn, den Kurfürsten Johann von Sachsen, zum Reichstag begleiten — das erstemal; später war das fast regelmäßig so; denn Melanchthon galt für besonders geschickt zum Unterhandeln. Er redete ruhig und besonnen und schrieb klar und milde. Das zeigte er sogleich hier in Speyer; zwar meinte er — irrtümlicherweise —, die Evangelischen sollten in äußeren Dingen nachgiebiger sein, dann wären's die Katholischen auch; aber für die Protestation stimmte auch er. Melanchthon setzte aber auch noch durch, daß nicht gegen die Zwinglianer protestiert wurde, sondern diese durften die Protestation auch mit unterschreiben.

Und von Speyer aus machte Melanchthon, da er hier seiner Heimat so nahe war, einen Besuch bei seinen Verwandten in Bretten.

Da traf er seinen lieben Bruder Georg als Gerichtsmann und verheiratet mit Anna Hechel und seine Mutter zum drittenmal vermählt mit dem Vater dieser ihrer Schwiegertochter, Melchior Hechel. Georg war ein begeisterter Anhänger der Reformation. Dagegen die Mutter konnte sich noch nicht recht in die „neue Lehre“ finden. Sie fragte ihren gelehrten Sohn, was sie bei den Streitigkeiten der Gelehrten glauben sollte? Er forderte die Mutter auf, sie möchte ihre Gebete hersagen. Sie sagte „die Gebete, die nichts Abergläubisches enthielten“ (d. h. das Vaterunser, den Glauben, die zehn Gebote). Da antwortete Melanchthon, wenn sie so fortfahre zu glauben und zu beten, so dürfe sie hoffen, selig zu werden.

So beruhigte der Reformator seine Mutter und gab ein Beispiel der Duldsamkeit, wie sie dem Protestantismus eigen ist, der nicht gewaltsam und plötzlich bekehren will. Das können freilich manche Leute nicht verstehen und mißdeuten es.*)

*) Ein gewisser Franzose Florimond erzählt in seiner „Ketzergeschichte“: (Hist. de la naissanse et de progres de l'hérésie II 9, S. 186 f.): „Als Melanchthon im Jahre 1560 auf dem Todbette lag, beschwor ihn seine alte Mutter (sie war aber schon 1529 gestorben!): „Du hast mich so weit gebracht, daß ich die Religion veränderte und eine andere annahm. Nun beschwöre ich dich bei dem lebendigen Gott, welche die beste ist.“ „Ach,“ sagte Melanchthon: „die neuere findet freilich den meisten Beifall, aber die erste ist die sicherste.“ — Natürlich wird dies Lügen-Märlein seitdem von den Gegnern immer neu aufgetischt und noch gehörig ausgemalt und so wird es auch wieder in diesem Jahre werden.

Gerade nach dem Speyerer Reichstag wäre es so nötig gewesen, daß alle Evangelischen zusammenstanden. Denn jetzt kam der Kaiser Karl zum erstenmal seit dem Wormser Tag selber nach Deutschland als Sieger im italienisch-französischen Krieg und berief nun auf Ostern 1530 den Reichstag nach Augsburg. Da sollte das durchgesetzt werden, was im vorigen Jahr in Speyer vorbereitet war. Hier benahmen sich die katholischen Fürsten noch übermütiger wie dort. Der Kaiser selbst verbot die evangelische Predigt während des Reichstags in Augsburg und ließ absichtlich allerlei drohende Gerüchte vor seiner Ankunft verbreiten, um die Protestanten einzuschüchtern, und verzögerte seine Ankunft bis Pfingsten, ja bis zum Abend vor Fronleichnam (15 Juni). Dann zog er mit großer Pracht und Herrlichkeit ein, wie er sonst nicht gewohnt war: er wollte den evangelischen Fürsten imponieren. Der Kaiser ließ sie noch am Abend auf sein Zimmer kommen und verlangte von ihnen dreimal das Einstellen der evangelischen Predigt, und dreimal weigerten sie's. Der Kaiser wurde rot vor Zorn und ließ durch seinen Bruder, den fanatischen König Ferdinand, erklären, er werde es nicht dulden. Da sagte der Markgraf Georg von Ansbach-Bayreuth: „Ehe ich mir das Wort Gottes nehmen lasse und meinen Glauben verleugne, will ich gleich niederknieen und mir den Kopf lassen abhauen.“ Der Kaiser war betroffen und stammelte niederländisch: „Nit Kopp ab, lewer Först, nit Kopp ab!“ Jetzt wurde verlangt, die Fürsten würden doch am folgenden Tag mit der Fronleichnamsprozession gehen. Aber der Landgraf von Hessen erklärte: „Kaiserlicher Majestät Gewissen ist nicht Herr und Meister über unser Gewissen.“ Nochmals am folgenden Morgen redete der Kaiser zwei Stunden auf die evangelischen Fürsten ein, so daß der Zug sich verzögerte. Die Protestanten gingen aber nicht mit und fast alle Augsburger blieben auch daheim, obwohl der Kaiser samt dem König barhäuptig eine Kerze in der Hand in der Prozession mitzogen.

Der Kurfürst Johann von Sachsen war mit seinen Theologen Melanchthon, Jonas, Bugenhagen schon am 2. Mai angekommen. Luther war in Koburg zurückgeblieben, weil es nicht schicklich schien, daß ein Geächteter vor kaiserlicher Majestät erscheine, und weil er den Katholiken ganz besonders verhaßt war, und mit denen sollte man doch verhandeln. Denn der Kaiser hatte amtlich scheinbar gar freundlich und friedlich zum Reichstag eingeladen: Der Zwiespalt in der Religion solle durch Abschaffung alles dessen, was zu beiden Teilen nicht recht

sei, behoben und eines jeglichen Gutbedünken Ansicht und Meinung in Liebe und Gütlichkeit gehört werden.

Dazu war nun Melanchthon der rechte Mann und insbesondere konnte er wie kein anderer der Evangelischen „Gutbedünken, Ansicht und Meinung in Liebe und Gütlichkeit" darlegen und zwar nicht etwa bloß seine eigene persönliche Ueberzeugung, sondern das gemeinsame Bekenntnis all seiner Glaubensgenossen. Das that er denn in einer Verteidigungsschrift („Apologie") oder Bekenntnis (Konfession) des evangelischen Glaubens, „darin die ganze christliche Lehr ordentlich verfasset." Daran arbeitete er so sorgfältig, daß er jeden Gedanken auf die Goldwage legte und jedes Wort so lange feilte, bis es echt und fein erfunden war. Denn von dieser Schrift konnte ja das Schicksal der gesamten evangelischen Christenheit abhängen: Versöhnung oder Verdammung, Krieg oder Frieden. Dieser Gedanke ängstigte den skrupulösen Mann aufs peinlichste, er konnte vor Sorgen nachts nicht schlafen und wurde ganz nervös.


Kurfürst Johann von Sachsen.

Die Schrift wurde Luther nach Koburg geschickt, sie zu begutachten; der schrieb: „Ich habe M. Philippi Apologie überlesen; die gefällt mir fast (= sehr) wohl, und weiß nichts daran zu bessern noch zu ändern; würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann." Freilich der kaiserliche Geheimschreiber, dem sie auch gezeigt wurde, fand sie noch „viel zu bitter." Jetzt wurde sie auch den übrigen evangelischen Reichsständen vorgelegt, die auch ihre Theologen mitgebracht und durch sie besondere Schriften aufsetzen lassen wollten. Da gefiel ihnen aber diese sächsische „Apologie" so gut, daß sie beschlossen, dieselbe gemeinsam zu überreichen. Darauf traten nun alle Theologen zusammeu und berieten sie nochmals durch.

Und obwohl Melanchthon meinte, diese Konfession als ein Religionswerk sollten allein die Theologen unterschreiben, so ergriff doch der Kurfürst Johann die Feder und setzte seinen

Namen darunter, ebenso sein Sohn und noch andere 5 Fürsten: der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Bayreuth und Ansbach, die 3 Herzoge von Anhalt und Lüneburg und zwei Reichsstädte: Reutlingen und Nürnberg. Sie wollten Schützer des Evangeliums sein, wie Kurfürst Johann sagte, „unbekümmert um meinen Fürstenhut."

Die Bischöfe und Kardinäle wollten es wie 1521 in Worms hintertreiben, daß die Religionssache vorm Reichstag verhandelt würde; dem Kaiser wäre es auch lieber gewesen, es hätte unter der Hand abgemacht werden können. Er ließ den Evangelischen sagen: „Das beste sei, die Sache in der Enge und Stille abzumachen, weil öffentlich zu disputieren nur den Unwillen und die Uneinigkeit vermehre."

Melanchthon hätte das gethan. Aber die Fürsten wollten es nicht; sie wollten ihren Glauben offen bezeugen. Und so mußte der Kaiser in öffentlicher Sitzung das evangelische Bekenntnis anhören.

Am Tag nach Johanni, den 25. Juni, geschah das nun. Der Kaiser hatte dafür zwar in kleinlicher Weise, statt des gewöhnlichen großen Sitzungssaales im Rathaus, die Kapelle in der bischöflichen Pfalz gewählt, wohin bloß die zum Reichstag Geladenen kommen durften; aber draußen im großen Hofe waren doch Hunderte und Tausende versammelt, und weil es heiß war und die Fenster aufgemacht wurden, so konnten es alle hören. Deutsch wurde es verlesen: so verlangten es die deutschen Stände auf einem deutschen Reichstag. Der kursächsische Vicekanzler Dr. Beyer las die Konfession mit lauter, deutlicher Stimme vor. Die evangelischen Fürsten und Stadträte standen umher als Bekenner mit leuchtendem Angesicht; was Luther in Worms für sich gethan, das thaten hier die evangelischen Stände, Fürsten und Städte vor Kaiser und Reich in feierlicher Stille vor der glänzenden Versammlung, vor Kurfürsten und Herzögen, Erzbischöfen und Bischöfen, Grafen und Aebten, Doktoren und Stadträten. In krystallklaren Gedanken, gemeinverständlichen Worten, maßvollem Ausdruck und würdiger Sprache wurde in 21 Artikeln zuerst nachgewiesen, worin die Evangelischen mit der alten, wirklich „katholischen Kirche" übereinstimmten. „Dies ist die Summe der Lehre, welche in unsern Kirchen zu rechtem christlichen Unterricht und Trost der Gewissen, auch zur Besserung der Gläubigen gepredigt und gelehrt wird; wie wir denn unsere eigene Seele und Gewissen nicht gern mit Mißbrauch des göttlichen Namens oder Wortes in die

höchste Gefahr setzen oder auf unsere Kinder und Nachkommen eine andere Lehre, als die der christlichen Wahrheit gemäß ist, vererben wollten. Da nun die angezeigten Artikel in heiliger Schrift klar gegründet und dazu auch der allgemeinen christlichen Kirche, ja auch der römischen, so viel aus der Väter Schriften zu vermerken, nicht zuwider sind, so achten wir, auch unsere Widersacher können in denselben nicht mit uns uneinig werden. Derhalben handeln diejenigen mit uns ganz unfreundlich und wider alle christliche Einigkeit und Liebe, so die Unsern ohne Grund göttlicher Schrift als Ketzer abzusondern, zu verwerfen und zu meiden gedenken."

Dann kamen die Abweichungen mit dieser Einleitung:

„So nun an den Hauptartikeln kein befindlicher Ungrund oder Mangel und dieses unser Bekenntnis göttlich und christlich ist, so sollten sich billig die Bischöfe gelinder erzeigen wegen etlicher Ueberlieferungen und Gebräuche, die wir geändert haben; wiewohl wir verhoffen, Grund und Ursache darzuthun, warum sie bei uns geändert sind. Diese Ueberlieferungen und Gebräuche sind: Das Abendmahl in beiderlei Gestalt; der Ehestand der Geistlichen; die Messe — nicht Opfer, sondern Kommunion; die Beichte „haben wir nicht abgeschafft, sondern nur das Gesetz, die einzelnen Sünden aufzuzählen"; Fasten — sollen nicht die Gewissen binden; Klostergelübde — sind der christlichen Freiheit zuwider; der Bischöfe Gewalt — soll geistlich sein, nicht weltlich und die „sollen sie zur Besserung und nicht zur Verderbung der armen Gewissen brauchen, nicht rechte Lehre hindern und unbillige Satzungen erlassen. Wo nicht, so muß man Gott mehr gehorchen, als den Bischöfen, und werden sie vor Gott Rechenschaft geben müssen von der Spaltung, so durch ihre Härtigkeit in der Kirche besteht."

Die Wirkung dieses Glaubensbekenntnisses war eine gewaltige. „An diesem Tage ist der allergrößten Werke eines geschehen, die je auf Erden geschehen," sagte Spalatin. Die Konfession war ein gut Bekenntnis, abgelegt vor aller Welt; denn nicht nur in Augsburg wurde sie gehört, durch den Druck drang sie in alle Lande, so sehr es der Kaiser verhindern wollte. Luther jubelte: „Die Widersacher meinten, sie hätten's getroffen, als sie die Predigt des Evangeliums durch den Kaiser in Augsburg verbieten ließen. Das hat sich jetzt gerächt: vorm Kaiser und ganzen Reich ist es jetzt bekannt!" Die Evangelischen hatten den klaren Ausdruck ihres gemeinsamen Glaubens gefunden und fühlten sich als eine zusammengehörige Gemeinschaft und darum

stark, so klein auch ihr Häuflein war gegen die vielen Kurfürsten, Herzöge, Bischöfe und Herren und vor allem gegen Kaiser und Könige. Aber das Häuflein wuchs mehr und mehr, die Konfession wirkte wie ein Panier, um das sich die Gleichgesinnten scharten: 5 Reichsstädte traten sofort noch bei und mehrere Fürsten folgten bald hernach.

Auch auf die Katholiken machte die Konfession einen großartigen Eindruck. „So hatte man ihnen von dieser Sache und Lehre nicht gesagt,“ gestand der Bayerfürst Wilhelm dem Kursachsen ein. Zwar machte der Kaiser beim Vorlesen die Augen zu und that wenigstens so, als ob er einschliefe, er verstand ja nicht deutsch; aber er versprach doch, man solle ihn „als einen christlichen gnädigen Kaiser verspüren.“ Sein Beichtvater Egidius redete mit Melanchthon wie ein Nikodemus und sagte: „Ihr habt eine Theologie, die man nur begreift, wenn man viel betet.“ Der milde Bischof Stadion von Augsburg erklärte: „Was vorgelesen worden, ist reine Wahrheit, wer könnte es leugnen?“ Der Herzog von Bayern fragte seinen Leibtheologen Dr. Eck: „Ihr habt uns vertröstet, die Lutherischen seien leicht zu widerlegen; wie steht es nun?“ Eck: „Mit den Kirchenvätern getraue ich mir's wohl, — aber nicht mit der Schrift.“ Der Herzog: „So hör ich nun wohl, die Lutherischen sitzen auf der Schrift und wir daneben.“ Auch die verwitwete Königin von Ungarn, Kaiser Karls Schwester, hatte ihre Freude an der Konfession und hielt mehrere Unterredungen mit Melanchthon.

Aber mit alledem war den „Lutherischen“ noch lange nicht die freie Ausübung ihres Glaubens gewährt. Viele weltliche Fürsten hatten allerlei an der Reformation auszusetzen und die Geistlichen fürchteten ihre Herrlichkeit und Gewalt einzubüßen. Selbst diejenigen, welche eine Reformation wünschten, wollten sich's nicht von einem „verlaufenen Mönch“ gefallen lassen, wie der Herzog Jörg von Sachsen-Meißen und der Erzbischof von Salzburg sagten.

Freilich den Ausschlag gab der Kaiser und der Papst. Der Kaiser war nun selbst in Augsburg samt seinem Bruder Ferdinand. Der Papst aber war durch zwei Legaten (Gesandte) vertreten, den Bischof Pimpinelli und den Kardinal Campeggi. Was die dachten, ward offenbar. Pimpinelli hat in seiner Einweihungspredigt zum Reichstage erklärt: Wolle man die Türken bekämpfen, so müsse man zuerst die Ketzerei ausrotten. Und Campeggi, der die erste Sitzung des Reichstags eröffnete, mahnte den Kaiser, sein Schwert zu schärfen, um die Ketzer und Frie-

densstörer zu strafen. Am Tage nach der Vorlesung der Konfession wurde Melanchthon in eine Versammlung katholischer Bischöfe und Herren gerufen. „Und Herr Philipp stund da als mitten unter den Löwen, Wölfen und Bären.“ Campeggi wütete und tobte und warf mit dem Bannstrahl um sich, die andern schrien wider das kleine Ketzerhäuflein. Ob man nach-



Kaiser Karl V.

geben wolle? fuhren sie ihn an. Da antwortete Melanchthon keck wie vor neun Jahren Luther in Worms: „Wir können nicht nachgeben, noch die Wahrheit verlassen; das wollen unsere Widersacher uns nicht verdenken und sollen vielmehr uns nachgeben, was sie können, nämlich was wir mit gutem Gewissen nicht nachgeben können!“ Da schrie Campeggi: „Ich kann nicht, ich kann nicht, da der Papst nicht irrt.“ Da antwortete Philipp starkmütig: „Wir befehlen unsre Sache Gott dem Herrn. Ist Gott für uns, wer will wider uns sein? Es folge, was da wolle, wir warten unsers Glücks und Unglücks.“

Auch mit dem kaiserlichen Geheimschreiber Dr. Scepper hatte Melanchthon eine Unterredung. Der sagte zu ihm: „Wenn die Protestanten Geld hätten, so könnten sie in Rom jede Religion kaufen, welche sie wollten; aber ohne Geld steht es schlecht um ihre Sache." Das war im Scherz geredet, hinter dem allerdings ein bitterer Ernst steckte. Als Ernst erklärte der Geheimschreiber: „Von so viel Kardinälen und Bischöfen umgeben kann jetzt der Kaiser keine andere Religion billigen als die päpstliche." Und so war es. Der Kaiser sollte und wollte „Vogt und erster Schirmherr der Kirche" sein, er wollte eine päpstliche Weltkirche, wie er ein kaiserliches Weltreich erstrebte. Darum konnte er aber auch nicht, wie er sich am Anfang gestellt hatte, Schiedsrichter sein zwischen Evangelischen und Katholischen, sondern er wurde durch die Umstände, durch die Kardinäle und durch seine eigene Neigung zum Parteiführer der Päpstlichen.

Der Kaiser beriet mit den Katholiken, was auf die Konfession zu thun sei. Der eine riet dies, der andere jenes. Schließlich wurde beschlossen, die Evangelischen durch eine Schrift zu widerlegen. Dazu ernannte der Kaiser „etliche treffliche, tapfere und gelehrte Personen deutscher und anderer Nation," d. h. 20 katholische Theologen; ihr Haupt war Eck. Der Kaiser mahnte sie, „mäßig und sittiglich" zu schreiben. Aber ihre Widerlegungsschrift (Konfutation) wurde zu „grob und zu lang." Da mußten sie sie nochmals umarbeiten und das dauerte entsetzlich lange. Viele Fürsten waren ungeduldig und wollten abreisen. Endlich war die Konfutation fertig. Am 3. August wurde sie vorgelesen: die Gründe waren schwach, die Bibelstellen mißverstanden, die geschichtlichen Thatsachen entstellt. Die Protestanten fühlten sich durch diese Widerlegung nur bestärkt in ihrem Glauben. Melanchthon sagte: „Sie ist eine Löwenhaut, unter der ein Esel brüllt." Der Kaiser mochte auch so etwas merken, denn er verweigerte den Protestanten eine Abschrift. Aber er wollte Zwang üben und erklärte ihnen: er hoffe, sie werden die Artikel der Konfession, die in der Konfutation widerlegt seien, aufgeben; wo nicht, so müßte er als Vogt und Beschirmer der römisch-christlichen Kirche handeln; denn er leide keine Kirchenspaltung im Reich. Endlich wollte er die Konfutation hergeben, aber unter der Bedingung, daß die Protestanten „sich gutwillig darauf einließen," ihn mit Gegenschriften verschonten und die Konfutation nicht aus der Hand und noch weniger in Druck gäben. Das dünkte den Protestanten, „wie der Fuchs that, als er den Storch zu Gaste lud." Sie nahmen sie nicht an. Darüber „entsetzte sich der Kaiser"

und die Katholiken. Campeggi, die Bischöfe und manche Fürsten drängten ihn, jetzt nicht mehr zu warten und zum Schwert zu greifen. Der Kaiser solle die evangelischen Fürsten ächten und ihnen eine große Summe zum Türkenkrieg abpressen. Jedermann redete von Krieg und Verfolgung.

Da ließ der Landgraf von Hessen „die Papisten in ihres Teufels Rosen sitzen" und reiste ab. Das half: der Kaiser erschrak und bat die Evangelischen, beim Reichstag zu bleiben, er wolle keine Gewalt anwenden. Und jetzt wurden allerlei Verhandlungen und Vermittlungen versucht; große und kleine Ausschüsse wurden gewählt und gesonderte Unterredungen gehalten von aller Art.

Bei allen diesen Vermittlungen war natürlich Melanchthon, der geborne Mittelsmann, als erster und letzter beteiligt. Mit Evangelischen und Päpstlichen, mit Fürsten und Bischöfen, mit römischen Kardinälen, kaiserlichen Geheimräten und reichsstädtischen Bürgermeistern, mit Theologen und Juristen, mit des Kaisers evangelisch gesinnter Schwester Maria und seinem bigott katholischen Bruder Ferdinand hatte er Unterredungen. Auf alle redete er ein; alle redeten auch auf ihn ein.

Melanchthon that alles Menschenmögliche, um den Frieden in Deutschland zu erhalten und eine Ausgleichung zu ermöglichen. Vergebens. Alle Verhandlungen scheiterten. Die Widersacher wollten die Protestanten nicht in Frieden ihres Glaubens leben lassen, sie wollten Unterwerfung unter ihre Lehre und Kirche. Gerade die Vermittelungsversuche stellten immer klarer heraus, einerseits, wie verschieden Protestantismus und Romanismus sei; andererseits, wie sehr die Evangelischen Glaubensfreiheit fordern mußten und wie wenig die Katholiken sie gewähren wollten. Das sah schließlich auch Melanchthon ein, so lange er sich auch gegen diese Erkenntnis gesträubt hatte. Der Kurfürst wollte, der Unterhandlungen müde, heimziehen; da gab der Kaiser endlich den Reichstagsabschied: Er wolle den Protestanten ein halbes Jahr Bedenkzeit geben bis Ostern 1531; inzwischen wolle sich auch der Kaiser bedenken, was ihm zu thun gebühre. Dann reiste der Kurfürst mit seinen Theologen ab, zunächst nach Koburg, wo Luther so lange allein hatte warten müssen.

Melanchthon atmete auf, als er von Augsburg wegging, und machte vor Freude ein Gedicht für Spalatin. Unterwegs aber hatte Melanchthon ein neues Werk im Kopf und fing noch an, es auf das Papier zu bringen: eine Verteidigung gegen die

Konfutation. Das wurde die berühmte „Apologie," größer und gelehrter, auch schärfer als die „Konfession," wie von jetzt an die Augsburger Schrift genannt wurde. In dieser „Apologie" wollte er nicht mehr vermitteln, sondern einfach die evangelische Wahrheit darlegen; sie ist neben der Konfession die herrlichste Glaubensschrift der Reformation. Auf der Reise und sogar beim Essen schrieb Melanchthon daran, so daß ihm Luther einmal die Feder aus der Hand nahm und sagte: „Lieber Philipp, man kann Gott nicht allein mit der Arbeit dienen, sondern auch mit Feiern und Ruhe."

Melanchthon kehrte von Augsburg zurück in der Meinung, nichts erreicht zu haben. Aber es war doch Großes erreicht: Der evangelische Glaube war von vielen Fürsten und Bürgern vor Kaiser und Reich bekannt und dadurch auch kund geworden und konnte nicht mehr totgeschwiegen werden; und die Widersacher hatten gemerkt, daß es den Protestanten Ernst war und eine heilige Sache, für die sie stehen und fallen wollten. Es war eine großartige Wiederholung des Tages von Worms: was Luther dort als einzelner gethan, thaten hier die Vertreter des deutschen Volkes, wie Luther selber sagte: „Ich preise mich glücklich, diese Stunde erlebt zu haben, wo Christus durch so viele Bekenner in einer so großen Versammlung durch ein so herrliches Bekenntnis gepriesen worden ist." Der kaiserliche Minister hatte zu Karl V. beim Alpenübergang nach Augsburg gesagt: „Die Protestanten werden auseinanderfliehen wie schüchterne Tauben, auf die sich der Alpenadler stürzt." Diese Prophezeiung war nicht in Erfüllung gegangen. Die Protestanten waren nicht eingeschüchtert und zerstreut; im Gegenteil. Luthers Wort war erfüllt, daß sich „der Adler des Evangeliums nicht in einen Sack einsperren" lasse; er hatte seine Flügel ausgespannt und sich frei aufgeschwungen in die Luft vor aller Augen. Luther hat auch mit hellem Blick von seiner hohen Warte auf der Koburg die Bedeutung der Konfession erkannt und mit Worten anerkannt in einem Brief, mit dem er Melanchthon und seine Getreuen vor ihrer Abreise aus Augsburg begrüßte: „Ihr habt Gottes Werk, wie es den Heiligen geziemet, würdig ausgerichtet. Sehet auf und erhebet eure Häupter! Ich will euch heilig sprechen als die treuen Glieder Christi."

Und noch andere Früchte trug der Tag von Augsburg. Zu Ostern 1531 schlossen die evangelischen Stände: Fürsten und Städte zu Schmalkalden einen Bund zu Schutz und Notwehr, und die Oberländer Städte wurden in diesen evangelischen Bund

auch aufgenommen. Das flößte dem Kaiser und der katholischen Partei Respekt ein: es kam nicht zum Krieg. Im folgenden Jahr, wieder zu Johanni, gerade zwei Jahre nach der Uebergabe der Augsburger Konfession, wurde zu Nürnberg ein Religionsfriede geschlossen, daß man die Evangelischen in Ruhe lassen wollte.

10.

Wo Melanchthon überall reformieren sollte und wie es ihm gelang.

Ihr frommen recht Gelehrten,
Greift's nur frei tapfer an,
Daß die falschen Verkehrten
Müssen mit Schanden bestan.
1531.

Für die Reformation war der Augsburger Reichstag in der That, wie Luther erkannte, ein großartiges und günstiges Ereignis. Die Augen nicht nur von Deutschland, sondern von ganz Europa waren auf die Evangelischen gerichtet und ganz besonders auf Melanchthon, den Verfasser der Konfession. Die Völker erfuhren so erst recht, was die Reformation sei, und diejenigen Fürsten, welche mit Papst und Kirche unzufrieden waren, wandten sich an den Wittenberger Magister, welcher so klar und bestimmt die Wahrheit vom Irrtum zu sondern verstand, aber auch so verständig und milde das Neue mit dem Alten zu verbinden wußte.

Drei Jahre lang konnte Melanchthon allerdings im ganzen ungestört arbeiten und benutzte freudig und fleißig diese Muße, studierte und dozierte vor seinen Studenten, schrieb Bücher für sie und half Luther, für das deutsche Volk das Buch der Bücher übersetzen. Diese gelehrte stille Arbeit war ihm ja das Liebste. „Ach, wenn man mich doch nie aus meinem Hörsaal abriefe!“ seufzte er, „das ist meine Ruhe und meine Freude. Für andere Dinge bin ich zu weich und ungeschickt.“

So gut wurde es ihm aber nicht, und andere Leute dachten etwas anders von seiner Geschicklichkeit als der bescheidene Magister.

Auch in Frankreich, wie überall in der christlichen Welt, gab es Freunde des Evangeliums oder, wie die Widersacher sich ausdrückten, der „lutherischen Ketzerei.“ Sogar des Königs Schwester, die Königin Magarethe von Navarra, gehörte dazu; ferner der Kardinal-Erzbischof von Paris und sein Bruder Wilhelm du Bellay, Minister und Geheimerat des Königs. Diese sprachen in Briefen ihre Bitte aus, daß Melanchthon kommen möge. Zugleich bereitete der französische König die Vereinigung dadurch vor, daß er einige der heftigsten Sorbonnisten verbannte und umgekehrt die verurteilten Protestanten begnadigte und auf Melanchthons und Butzers Rat eine Synode halten wollte.

Melanchthon hatte zwar Bedenken wegen der Sorbonne und wegen des Erfolgs — daß es ihm das Leben kosten könne, das schlug er nicht an — aber doch war er bereit, dem Rufe zu folgen. Jedoch der Kurfürst verbot es ihm und in Frankreich gewann die Feindschaft gegen die Reformation die Oberhand.

Auch der englische König Heinrich VIII hat Melanchthon wiederholt in sein Land gerufen. Dieser durfte bloß seine Schriften einsenden. Für ihn wurde sein Freund Myconius nach London geschickt; der richtete aber nichts aus, weil die stolzen Bischöfe und der despotische König zwar nicht päpstlich, aber auch nicht evangelisch sein wollten.

Auch in der italienischen Meerstadt Venedig regte sich das Evangelium. Viele waren dort begeistert für Melanchthon. Darauf schrieb der Reformator eine Schrift an den Rat der Republik (1539). Und der Doge soll ihn auch nach Venedig eingeladen haben. Aber es wurde nichts daraus.

Wenn so Melanchthon nicht ins Ausland, weder nach Frankreich noch nach England oder Welschland durfte, so war ihm doch vergönnt, wieder einmal in seine süddeutsche Heimat zu kommen. Ja bald wäre er ganz dahin zurückgekehrt. Das ging so zu.

Der Herzog Ulrich von Württemberg, der 15 Jahre aus seinem Land vertrieben war, währenddem die Oestreicher dort herrschen, hatte mit Hilfe des Landgrafen von Hessen Württemberg wieder erobert (1534), und da er evangelisch geworden war, führte er mit Eifer die Reformation ein durch den Württemberger Brenz, den Konstanzer Blaurer und den Hessen Schnepf. Er wollte auch seine Universität Tübingen wieder herstellen und evangelisch machen. Dazu wäre ihm natürlich Niemand lieber gewesen als Melanchthon und der wäre auch nicht ungern gekommen. Aber trotzdem er in Wittenberg und

von seinem Kurfürsten manches Unliebe erfahren hatte, wollte er es doch nicht verlassen und so lehnte er ab. Aus Freude darüber schrieb ihm sein Kurfürst einen gnädigen Dankbrief und verfügte, daß im nächsten Frühjahr Melanchthons Haus vergrößert und ein Garten dazu gekauft werden sollte.

Aber in seine Heimat gehen wollte Melanchthon doch. Denn in Tübingen lebte sein Busenfreund Camerarius als Professor, der sein sehr begehrte, denn er war krank. Auch nach seinen Verwandten sehnte er sich und „hatte auch mit seinem Bruder etliche Sachen abzumachen, da meinen armen Kindern angelegen, welche ich durch ander Leut und Botschaft nit ausrichten kann.“ Daher möchte ihm sein Kurfürst 5 Wochen gnädiglich erlauben, heimzureiten. „Denn ich bin selbst nit gern lang von der Schul.“ Ueberhaupt brauchte der vielgeplagte Mann nach den Mühen und Sorgen der letzten Jahre wieder eine Erholung. So erhielt er denn von seinem Fürsten Urlaub zu seiner Ferienreise und sogar einen kurfürstlichen Einspänniger (d. h. Reiter) zugeordnet, und ritt mit seinem Freund dem Arzt Professor Milich, welcher auch seine Vaterstadt Freiburg i. Br. besuchen wollte, am 25. August 1536 von Wittenberg ab, kam über Frankfurt nach Heidelberg, wo seine Schwester Grethe mit dem kurpfälzischen Geheimschreiber Peter Harer verheiratet lebte, nach Bretten. Dort war die Mutter zwar seit sechs Jahren gestorben; aber im Elternhaus wohnte noch Bruder Georg, damals „Gerichtsmann“ und später Schultheiß, mit allerlei Stiefgeschwistern und die jüngste rechte Schwester Barbara war verheiratet mit dem „Ambtknecht“ Peter Kechel (Kögel). Da wurden nun auch allerlei Familien- und Vermögensangelegenheiten besprochen, welche durch die dritte Heirat der Mutter recht verwickelt geworden waren.


Herzog Ulrich von Württemberg.

Am längsten aber weilte Melanchthon in Tübingen, wo er von Ende September bis Mitte Oktober sich an seinem Joachim erfreute und sich seiner Studenten- und ersten Magisterzeit erinnerte. Und gar ungern riß er sich los und kehrte heim.

Bald darauf hatte aber Melanchthon wieder allerlei Reisen zu thun, welche seine Zeit und Kraft in Anspruch nahmen. Ostern 1539 starb Luthers ärgster Feind, der Herzog Georg von Sachsen-Meißen, welchem etwa das heutige Königreich gehörte. Sein Bruder und Nachfolger Heinrich führte die Reformation ein. Dazu mußte Melanchthon helfen. Die Universität Leipzig hat er reformiert und in vielen Städten Visitation gehalten, unwissende oder schändliche Priester abgesetzt, tüchtige angestellt oder „geliehen." Nach Leipzig an die Universität rief Melanchthon 1541 den Camerarius, damit er seinen treuen Joachim näher bei sich hätte.

Gleich darauf mußte Melanchthon dasselbe thun im Kurfürstentum Brandenburg. Auch dort war Joachim I. ein heftiger Gegner der Reformation gewesen, so daß seine eigene evangelische Gemahlin von ihm nach Wittenberg geflohen war. Der war jetzt ebenfalls gestorben und sein Sohn Joachim II. an der Reihe. Dieser folgte nun seiner treuen Mutter mehr als seinen römischen Räten und rief Melanchthon mehrmals nach Berlin.

Als in Naumburg der alte Bischof starb, setzte der sächsische Kurfürst einen evangelischen Bischof, Nikolaus von Amsdorf, ein. Luther nahm die Ordination vor, Melanchthon aber ordnete im Bistum Kirchen und Schulen.

Im Kurfürstentum Köln wollte der hochbetagte edle Erzbischof Hermann, Graf von Wied, noch bei Lebzeiten selbst die Reformation durchführen. Wiederholt bat er Melanchthon, zu kommen und ihm zu helfen. Der Kurfürst erlaubte es endlich und ein ganzes Vierteljahr blieb der Reformator dort. Am 15. August kehrte er vom Rhein wieder heim und wurde von den Studenten in Wittenberg mit Jubel begrüßt.

Und Melanchthon begrüßte mit Jubel wieder sein liebes Schulmeisteramt. In der Schule, da fühlte er sich daheim. Die Studenten waren sein liebster Umgang, die griechischen und lateinischen Bücher, vor allem der Dichter Homer und der Philosoph Plato und die Theologen Paulus und Johannes waren seine angenehmste Gesellschaft.

Das erste, worauf es Melanchthon ankam, waren die Sprachen, das letzte Ziel die Religion: die Sprachen dünkten ihm „Werkzeuge der göttlichen erhabenen Weisheit" zu sein; der Schatz der Religion werde nur durch die Werkzeuge der Sprachen gehoben und alle Wissenschaft sei zu schätzen nach ihrer Brauchbarkeit für die Theologie. So war Melanchthon in erster Linie Sprachlehrer und Gottesgelehrter. Dann aber auch Rechtsgelehrter und Mathematiker. Auch die Erdkunde und Natur-

kunde betrieb er. Ganz besonders aber die Geschichtskunde. Wie schon in Tübingen, sagte er auch jetzt: „Ohne Geschichte ist das Menschenleben eine ewige Kindheit und Blindheit.“ Ganz besonders war er vertraut mit der deutschen Geschichte und stolz auf sie; ganz anders wie die weltbürgerlichen Gelehrten seiner Zeit. Deutsche Chroniken gab er heraus — wie ja auch sein Bruder Georg, der Schultheiß in Bretten, Freude an der vaterländischen Geschichte hatte und Chroniken schrieb in Prosa und Reimen.

Ueber all diese Fächer hat Melanchthon Vorlesungen gehalten und Bücher geschrieben und sie in allen Vorträgen und Schriften alle berücksichtigt. In allen Hauptfächern hat auch Melanchthon Anhänger gehabt, die seine Art und seine Gedanken fortpflanzten und fortbildeten.

Und Schulen aller Art hat er gestiftet in ganz Deutschland, entweder direkt oder mittelbar: und zwar niedere Lateinschulen, wie auch Gymnasien und Hochschulen. Die ersten sollten eine allgemeine bürgerliche Bildung vermitteln; die Gymnasien sollten zu Gelehrten vorbereiten, und die Hochschulen die Beamten für Kirche und Staat heranbilden und zugleich die höchsten Gerichtshöfe für Religions-Streitigkeiten sein; denn die Professoren wären die sachverständigen Richter. Diese Schulen beherrschte Melanchthons Geist durch seine Ordnungen und seine Lehrbücher. Alle höheren evangelischen Schulen Deutschlands sind so melanchthonianisch; sogar die katholischen, die spätern Jesuitenschulen sind nur durch Konkurrenz mit den evangelischen Schulen und aus Nachbildung derselben entstanden.

Alle diese evangelischen Schulen wurden aber von vornherein als Staatsschulen eingerichtet, nicht wie die mittelalterlichen Schulen und Universitäten als Kirchenanstalten. Jedoch alle Schulen sollten nach Melanchthon aufs engste verbunden sein mit der Kirche, wie der Staat selbst auch.

So erwarb sich Philipp Melanchthon den Ehrennamen, mit welchem ihn seine Schüler und die nachfolgenden Geschlechter priesen: Praeceptor Germaniae, der Lehrer Deutschlands.

11.

Konzilium, Konvente, Kolloquien, Konkordie.

Wäre ein langes Kapitel, ist aber kurz gefaßt.

Das Licht wir scheuen nicht
Und kommen vor Gericht,
Wie oft, wohin man will,
Daß sie uns nur einmal für Jesus Christ
Ein' Antwort geben oder schweigen still.
1530.

Von jeher hatten sich die Protestanten auf eine freie allgemeine Kirchenversammlung, ein „christliches Konzil" berufen, damit es die Wahrheit ihrer Lehre bewähre oder doch wenigstens die äußeren Dinge: Verfassung, Bräuche und Gottesdienste, gemeinsam ordne. Und der Kaiser war seit dem Augsburger Reichstag auch der Meinung, nur ein Konzil könne die religiösen Streitigkeiten entscheiden. Freilich ihm war es nicht um die Wahrheit des Glaubens zu thun, sondern um die Einheit der Kirche; wie diese zustande käme, war ihm imgrunde gleich, wenn sie nur hergestellt würde. So versuchte er nun immer und immer wieder, ein Konzil zusammenzubringen. Aber der Papst und sein Anhang wollte nicht. Die Rückkehr der Protestanten unter die päpstliche Gewalt, ja das wollten auch sie; aber nicht durch die Macht der Ueberzeugung, sondern durch zwingende Gewalt: durch Bann und Acht, und wo dies nicht half, durch Feuer und Schwert. Die protestantischen Fürsten aber wollten sich dem Kaiser willfährig erzeigen und kamen, so oft er ein Konzil in Aussicht stellte, immer wieder zusammen, um sich darüber zu beraten und darauf vorzubereiten. Das nannten sie lateinisch „Konvent" oder griechisch „Synode." Ueberall war Melanchthon dabei;

von kaiserlicher Seite, wie zu Augsburg, meist Dr. Eck. Es kam wenig oder nichts bei diesen Verhandlungen heraus. Denn die Protestanten konnten, die Päpstlichen wollten nicht von ihren Ansichten abgehen. Nur in äußeren Dingen und manchmal nur in Worten und Formeln kam man überein, die aber jede Partei nach ihrem Sinn deutete. Es war eben zweierlei Geist, zweierlei Grundanschauungen, aber keine innere Einheit da; daher waren die zwei Seiten auch nicht zu vereinigen. Daneben her liefen noch allerlei Besprechungen mit den Schweizer und Oberländer Reformatoren, namentlich dem Straßburger Butzer, mit kaiserlichen und päpstlichen Gesandten, mit den Gesandtschaften aus Frankreich und England und aus vielen deutschen Fürstentümern. Bei allen, oder doch fast bei allen war Melanchthon beteiligt, meistens in erster Reihe. Er war immer sanft, friedfertig, hingebend und selbstlos, hoffte und that immer das Beste, und sogar wo er selber nicht glaubte, daß es etwas hülfe, auch stets zu Rat und Hilfe bereit. Er war eben der „Mittelsmann" für alle kirchlichen Dinge und damit auch für die politischen; denn die hingen mit den kirchlichen aufs engste zusammen. Er, der bescheidene Magister, der am liebsten in seinem Hörsaal geschulmeistert und die Wahrheiten der Religion und die Schönheiten der Poesie erläutert hätte, er mußte den Diplomaten machen! Er, der aufrichtige, wahrheitsliebende Mann, der gute ehrliche Deutsche, mußte die schlauen Schleichwege, die „seltsamen Praktika" der welschen oder spanischen, der französischen und englischen Politik aufdecken und ihnen begegnen! Er, der fleißige Gelehrte, der am liebsten über seinen alten Schriftstellern gebrütet, lehrhafte Bücher geschrieben hätte, mußte endlose Verhandlungen mitmachen! Er, der stille Mann, der gerne in seinen vier Wänden, in der Studier- oder Wohnstube bei seinen Büchern und Kindern (libris et liberis) gesessen oder seinen Studenten vorgetragen hätte, mußte ein Drittel seiner Lebenszeit auf Reisen in fremden Ländern und Städten zubringen und mehr als die Hälfte bei fremden Angelegenheiten. Da ist es begreiflich, daß er manchmal seufzte: „Bald bin ich in Gedanken in Frankreich, bald in England, bald wieder daheim bei unsern Drangsalen; wenn ich mir selbst gehörte, so würde ich mich in die Einsamkeit zurückziehen!" Als er wieder einmal über die Elbbrücke zu einem Kolloquium fuhr, rief er aus:

Viximus in synodis et jam moriemur in illis! d. h.:

Ach, ich leb auf Synoden und muß auf Synoden noch sterben!

Das schönste Werk, das Melanchthon zustande brachte, war die „Wittenberger Konkordie."

Während der neue Kurfürst Johann Friedrich immer strenger „lutherisch" und von immer größerer Abneigung gegen die „Oberländer Kirchen," d. h. die zwinglischen Protestanten erfüllt wurde, war Melanchthon immer milder und selbständiger geworden und hatte sich zu den Oberländern hingeneigt. So dachte er immer ernstlicher an eine Union oder „Konkordie" mit ihnen; bei den oberländischen Städten war ein ebenso unionistisch gesinnter Mittelsmann wie der lutherische Melanchthon, Butzer von Straßburg und unter den Fürsten der Landgraf Philipp von Hessen.

Der Landgraf berief nur gemäßigte Leute und auch Luther wollte „mit allem Willen und Vermögen die Einigkeit stärken und erhalten," so daß Melanchthon „sich wieder ein Herz faßte." In Luthers Haus war die Beratung und sie hatte Erfolg. So entstand 1536 die „Wittenberger Konkordie" zwischen den „sächsischen" und den „oberländischen" Kirchen. Dadurch ward der Streit zwischen nord- und süddeutschen Protestanten gestillt — wenigstens für eine Weile. Und bei allen Friedfertigen herrschte Freude darüber.

12.

Allerlei Streit und Leid.

O Gott verleih den Feinden mein
Ein gottesfürchtig Herze,
Daß wir zufrieden sein.

1546.

Melanchthon war ein Denker, ja ein Grübler. Die religiösen Fragen gingen ihm im Kopf herum und ließen ihm keine Ruhe, bis sie in klaren Sätzen auf dem Papier standen. Aber auch dann waren sie noch nicht fertig. Immer arbeitete er daran, denn immer forschte er in der Schrift und in Büchern; sodann hatte er auf den zahllosen Konventen und Kolloquien Gelegenheit, seine Sätze zu erproben, im Kampfgespräch schärfer zu ge-

stalten oder zu mildern, oder sie in seinen Gutachten und Bedenken den wirklichen Verhältnissen anzupassen und bei den Visitationen praktisch zu gestalten. So that er sein Rüstzeug immer aufs neue ins Feuer, schmiedete und feilte stets daran, wie einst sein Vater an Waffenstücken.

Jede neue Ausgabe der früheren Schriften, jedes neue Bedenken, jedes weitere Gutachten war wieder etwas anders in Form und Inhalt — wenn auch die Grundgedanken immer dieselben blieben. Das ging sogar soweit, daß er selbst die Augsburger Konfession in den folgenden Ausgaben änderte, so daß ihm Luther — hierin mit Recht — einmal einen Finger machte und sagte: „Philipp, du thust nicht recht, die Augsburger Konfession so oft zu verändern, denn es ist nicht dein, sondern der Kirche Buch.“

Aber kleinere Geister gingen mit dem verdienten Reformator schonungsloser um. Sie wollten eben lutherischer als Luther sein, und zeigten ihren Eifer im Eifern. Sie verklagten ihn bei der Universität, bei Hof und vor der Welt.

Auch von seinen Vermittlungsversuchen, zu denen er doch von beiden Seiten eingeladen, ja oft gezwungen wurde, erntete Melanchthon oftmals wenig Dank und manchmal sogar Verdächtigungen und Vorwürfe. So schon in Augsburg bei der Konfession. So auch in Regensburg (1541). „Der gute, heilige Mann“ war, wie ein Kollege von ihm sagte, „wie zwischen zwei Mühlsteinen.“

Daß den empfindsamen, nervös erregten und krankhaft abgearbeiteten Mann diese Kränkungen tief schmerzten, ist begreiflich. Oefters war er so leidend, daß ihn seine Frau oder auch sein Freund Luther nicht abreisen ließ zu einer Verhandlung, weil man fürchtete, sein Wort vom Sterben auf einem Kirchentag werde einmal wahr.

Und einmal schien es auch so, als er auf der Reise zum Religionsgespräch in Hagenau war (1540). Der Landgraf Philipp hatte ihm in Ehesachen schwere Verdießlichkeiten und Gewissensbisse verursacht. „Ward derhalben,“ erzähl ein Zeitgenosse, „mehr aus Grämnis und Schwermut, denn anderer Ursachen halben, zu Weimar so heftig krank, daß er auch von allen Kräften kam, und nicht anders denn der gewisse Tod an ihm zu erwarten war. Als er nun so heftig krank lag und es mit ihm so gefährlich stund, ließ der Kurfürst bei Tag und Nacht Lutherum von Wittenberg holen, ehe Philippus noch stürbe. Da derselbe nun ankam, fand er leider die Sachen also beschaffen, wie er es zuvor war berichtet worden. Denn die Augen waren ihm

gleich gebrochen, aller Verstand gewichen und das Angesicht schlaff und eingefallen, und wie Luther sagte, ein hippokratisches Angesicht. Dazu kannte er Niemand, aß und trank nichts. Als ihn nun Luther so unbekenntlichen ansieht, erschrickt er über der Maßen, und spricht zu seinen Gefährten: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dies Werkzeug geschändet!“ kehrte sich alsbald zum Fenster und betete ernstlich zu Gott. Allda, sagte Luther, mußte mir unser Herrgott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen und Gebetserhörungen, die ich in der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte. Hierauf ergreift er Philippum bei der Hand und spricht: „Sei gutes Muts, Philipp, du wirst nicht sterben! Obwohl Gott Ursache hätte zu töten, so will er doch nicht des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe. Hat Gott die allergrößten Sünder, so je auf Erden gekommen, als Adam und Eva, zu Gnaden wieder berufen und angenommen, viel weniger will er dich, mein Philippus, verstoßen, noch in Sünden und Schwermut verderben lassen. Darum so gieb dem Trauergeist keinen Raum und werde an dir selbst kein Mörder, sondern vertraue dem Herrn, der töten und wiederum lebendig machen kann, verletzen und verbinden, schlagen und wieder heilen kann.“ Denn Luther wußte wohl seines Herzens und Gewissens Anliegen. In solchem Ergreifen und Aussprechen fäht Philippus an, wieder Atem zu holen, konnte aber doch lange nichts reden bis über eine gute Weile. Da wendete er sein Angesicht stracks auf Luther, und fähet an, ihn um Gottes Willen zu bitten, er wolle ihn nicht länger aufhalten, er sei jetzt auf einer guten Fahrt, er solle ihn lassen hinziehen, es könnte ihm doch nichts Besseres widerfahren. „Mit nichten,“ sagt Luther, „Philipp, du mußt unserm Herrgott noch weiter dienen.“ Also wurde Philippus je länger je munterer, und ließ ihm Luther eilend etwas zu essen vorrichten und bracht's ihm selber. Aber Philippus weigert sich davor. Da nötigte ihn Luther mit diesen Dräuworten und sagte: „Hörst du, Philippe! kurzum, du mußt mir essen oder ich thue dich in den Bann!“ Mit diesen Worten wurde er überdräuet, daß er aß, doch gar wenig, und also allgemach wieder zu Kräften kam.“

Kurz darauf schrieb der Wunderdoktor Luther nach Wittenberg: „Magister Philippus kommt wieder zum Leben aus dem Grabe, sieht noch kränklich, aber doch leberlich, scherzet und lebet wieder mit uns, und isset und trinket im Zimmer und über

Tische." — Melanchthon selbst pflegte später zu sagen: „Martinus hat mich aus dem Rachen des Todes gerissen."

Am schwersten trug es Melanchthon, wenn das gute Einvernehmen mit seinem großen Freund und Mitarbeiter Luther gestört war, wie das hie und da vorkam.

Während Melanchthon anfangs mit dem älteren und in der Gottesgelehrtheit überlegenen Luther nicht nur im Leben ein Herz und eine Seele war, sondern auch in der Lehre willig mit ihm übereinstimmte, machte er sich mit der Zeit in manchen Lehrmeinungen von ihm unabhängiger und hatte seine eigenen Gedanken. So besonders in der Abendmahlslehre. Aber darin war gerade Luther äußerst empfindlich, eben darum, weil seine Auffassung vom Abendmahl weniger verständige Ueberzeugung war, als vielmehr gläubige Herzenssache. Und da er in den Schweizern und „Oberländern" einen andern Geist witterte, so wurde er auch mißtrauisch gegen Melanchthon, weil dieser sich mehr und mehr zu den Oberländern neigte. Auch das Unterhandeln und Vermitteln war dem herben Geiste Luthers wenig zu Sinne, und deshalb war er auch mit dem Unterhändler und Vermittler Melanchthon manchmal nicht recht zufrieden; ja, er kam ihm oft sogar verdächtig vor. Natürlich fehlte es auch nicht an Zwischenträgern, welche den heftigen Mann, den „olympischen Donnerer", wie ihn Melanchthon nannte, zum Zorn reizten.

Nachdem eine Einigung zwischen Evangelischen und Katholiken sich als unmöglich herausgestellt, hatte Melanchthon immermehr sich bestrebt, den Frieden zwischen den sächsischen und schweizerischen Protestanten herzustellen. „Seit mehr als zehn Jahren", sagte er schon 1538, „ist kein Tag vergangen, ohne daß ich über das Abendmahl nachgedacht hätte." Und jetzt (1544) drohte der Abendmahlsstreit aufs neue aufzuflammen.

Melanchthon klagte: „Bricht dieser Streit wieder aus, so wird viel größere und traurigere Zerrüttung folgen als früher; nicht sowohl um meinetwillen, als vielmehr wegen des Gemeinwohls bedaure ich, daß dieses Trauerspiel aufs neue beginnen soll. Unsere Gegner erheben das Haupt und wir zerreißen uns selbst." So war es: der Papst that den Erzbischof von Köln in Bann und ließ ihn absetzen und der sächsische Kurfürst ließ ihn im Stich, weil er eine andere Formel vom Abendmahl hatte als Luther, — und Köln wurde wieder katholisch!

Aber bald stellte Luther sich wieder ganz freundlich zu Melanchthon. Dieser aber war auch in dieser schweren Zeit so rücksichtsvoll gegen den alten kränklichen Freund, und Luther

sorgte wiederum gar väterlich für den treuen Mann. Es war eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen beiden, daß sie von dem, was sie entzweien konnte, nicht mit einander redeten.

Gemeinsam machten sie zwei Reisen nach Mansfeld, um dort Frieden zu stiften zwischen den Grafen und ihren Unterthanen. Und es ist vielleicht doch wahr, was von einem Gespräch zwischen den beiden Freunden kurz vor Luthers Tod erzählt wird. Bei einem dieser Reisen nämlich brachte Melanchthon die Sprache auf das Abendmahl und sagte: Die alten Lehrer stimmten mehr mit der andern Meinung. Luther schwieg eine Weile, dann sagte er: „Lieber Philipp, ich muß es bekennen, der Sache vom Abendmahl ist zu viel gethan.“ Melanchthon meinte: „Herr Doktor, so lasset uns eine Schrift stellen, worin die Sache gelindert wird, auf daß die Wahrheit bleibe und die Kirchen wieder einträchtig werden.“ Luther aber sagte: „Ich hab' das oft bedacht, aber so würde die ganze Lehre verdächtig. Ich will's dem allmächtigen Gott befohlen haben, thut Ihr auch etwas nach meinem Tode.“

Zum dritten mal reiste Luther nach Mansfeld, 23. Jan. 1546, diesmal ohne Melanchthon. Dieser schrieb noch am 18. Februar an Luther einen Brief: „Dem ehrwürdigen, durch Gelehrsamkeit, Tugend und Weisheit ausgezeichneten Dr. Martin Luther, dem Wiederhersteller der reinen Lehre des Evangeliums, meinem teuersten Vater. Ehrwürdiger Doktor und lieber Vater! Ich danke Euch, daß Ihr so oft und liebreich an uns geschrieben habt. Nun bitten wir Gott, daß er Euch unversehrt heimbringen möge.“

Den Brief konnte Luther nicht mehr lesen; am selben Tag war er heimgebracht worden in die ewige Heimat.

Am folgenden Morgen, Donnerstag, den 19. Hornung, erhielt Melanchthon die Todesnachricht. Noch in aller Frühe schrieb er an Jonas seinen Kummer wegen der Wittenberger Hochschule und der gesamten Kirche, die Luther durch sein Ansehen unter des hl. Geistes Beistand geleitet. Um 9 Uhr sollte er eine Vorlesung über den Römerbrief halten. Aber er konnte es nicht vor Betrübnis und erzählte den Studenten nur von Luthers Tod und seiner Bedeutung für die Kirche. „Liebe Jünglinge! Ich sollte lesen über die Epistel zu den Römern, darin die Lehre begriffen ist, die uns Gott aus sonderlicher Gnade geoffenbart hat durch unsern lieben Meister Dr. Martin Luther. Ich habe aber heute eine so traurige Schrift empfangen, die mich dermaßen bekümmert und leidig macht, daß ich zweifle, ob ich fernerhin dies mein Amt an der Schule

ausrichten könne. Den 18. Februar, morgens vor vier Uhr, hat sich Dr. Martin Luther Gott befohlen mit dem Gebet: Nimm meine Seele zu dir! Ach, Israels Wagenburg und Führer ist dahin, unser Elias, der die Kirche in diesem Zeitalter geleitet hat! — Laßt uns dieses Mannes Gedächtnis im Herzen bewahren und seine Lehre lieb und wert halten! Denken wir aber auch der Gefahren und Veränderungen, die sein Tod zur Folge hat, um maßvoll und besonnen zu sein. Dich aber, Herr, bitten wir, regiere, schütze uud erhalte deine Kirche. Amen.“ Durch diese Worte wurden alle so erschüttert, daß „auch die Wände Thränen weinten.“

Montag, den 22. Februar, war in Wittenberg die Beisetzung von Luthers Leiche in der Stiftskirche. Bugenhagen hielt die deutsche Leichenrede, Melanchthon die lateinische. Darin schildert er Luthers unendliche Verdienste um die Kirche, wie er mit der einen Hand die Mauer Zions gebaut, mit der andern sie verteidigt habe, und rühmte sein herrliches Wesen und Leben, darin er seine Lehre auch geübt und ihre Kraft an sich bewährt habe.

„Da Luther unter Segenswünschen gestorben ist, so ziemt es sich auch für alle rechtschaffene und fromme Leute, von einem so großen Mann Gutes zu reden.“ So schrieb Melanchthon an seinen lieben Camerarius. Und so handelte er auch. Er gab eine gar schöne Lebensbeschreibung Luthers in Druck; er redete gar gerne in seinen Sonntagsbetrachtungen von dem heimgegangenen großen Freund und feierte noch nach elf Jahren seinen Geburtstag in einem schönen Gedicht. Er wurde der Vormund von Luthers Kindern und nahm sich ihrer und seiner Gattin aufs liebevollste an.

Wie ein Vater war Luther seinen Mitarbeitern gewesen, wie Waisen fühlten sie sich nun nach seinem Tode. Und keiner hatte lebhafter dieses Gefühl und keiner sprach es so oft und nachdrücklich aus, wie Melanchthon. So selbständig er in seiner Ueberzeugung sich ausgebildet hatte neben Luther, so selbständig er auch überall mit Freunden und Feinden verhandelt, gestritten und vermittelt hatte ohne ihn, so sehr hatte er sich doch gedeckt gewußt durch den gewaltigen Mann; ja, so sehr ihn manchmal der übermächtige Wille Luthers bedrückt hatte, so gefährdet fühlte er sich nun ohne seine Autorität, so preisgegeben ohne seine großartige Willenskraft, so ängstlich in seiner Gewissenhaftigkeit ohne Luthers niewankende Selbstgewißheit. Luther war eben immer der Erste gewesen und Melanchthon erst der Zweite. Und

nun sollte er als der Erste vornendran stehen, alle Verantwortung allein tragen für das, was geschah, der Vorkämpfer sein in den Streitigkeiten, die er ahnte, der Retter in den Gefahren, die heraufzogen. Da schwindelte ihm fast vor der Größe seiner Aufgabe und seiner Verantwortlichkeit und er wäre gern auch vom Schauplatz zurückgetreten. Aber er mußte aushalten und hielt aus. Er schreibt: „Wie wenn zwei Wanderer lange denselben Weg gehen und der eine plötzlich tot dahinfällt, so jammere ich nach dem Verlust meines lieben Luther. Ich glaubte immer, vor ihm aus der Welt zu gehen und muß ihn nun doch überleben. Ich habe wohl noch nicht genug gethan und muß wirken, weil es Tag ist. Ich preise Luther glücklich, daß er keinen Religionskrieg erlebte. Ich werde wohl nicht so glücklich sein.“

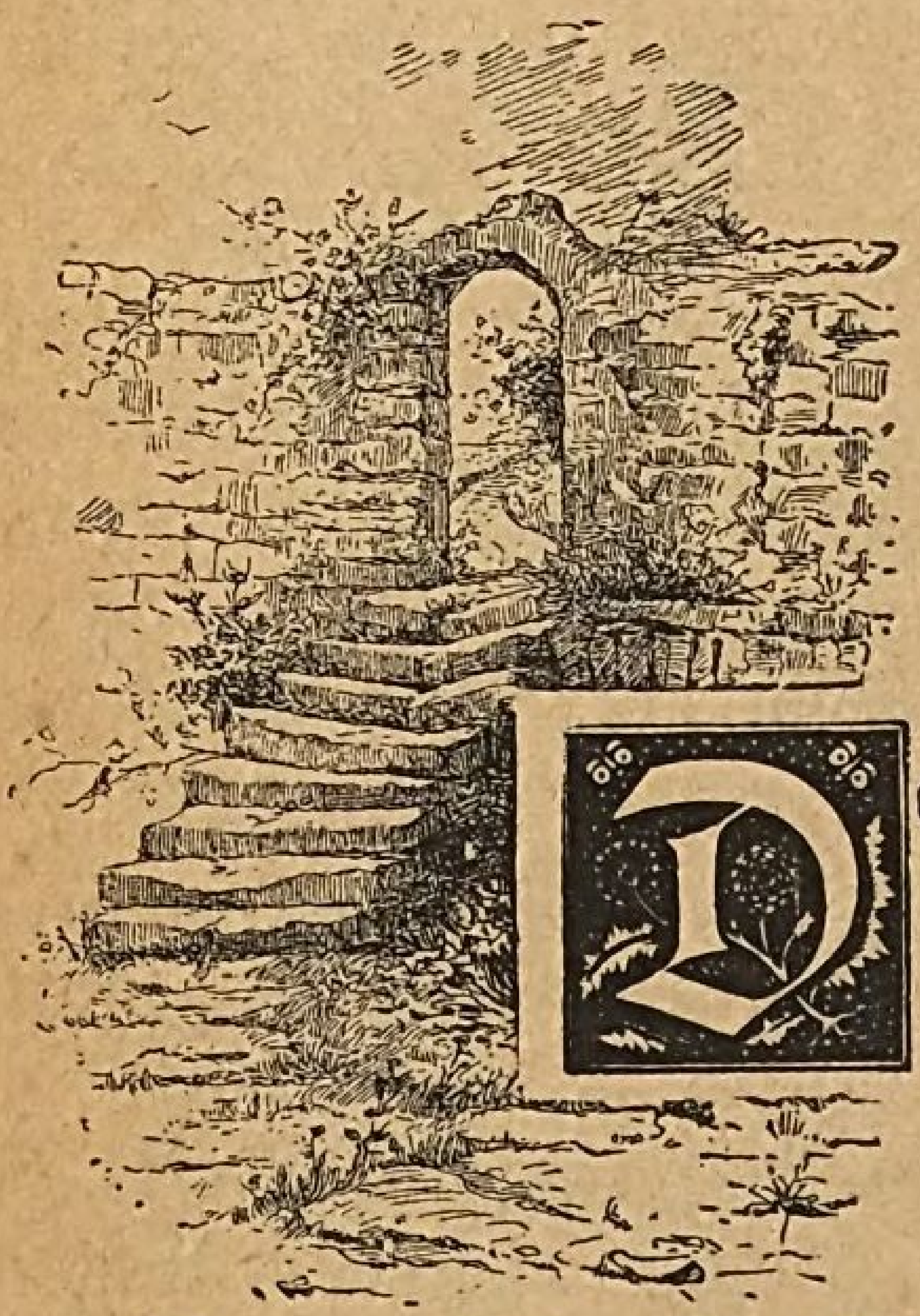
Und die schwere Zeit der Not brach herein und Melanchthon mußte sie in allen ihren Schmerzen bis auf die Hefe kosten. „Concordia“ hieß der Tag, an welchem Luther starb; „mit ihm ist auch Concordia: die Eintracht dahingegangen“, klagte der überlebende Reformator.

13.

Krieg, Flucht und Verfolgung.

Er sprach: Laßt Gott nur raten!
Denn welcher Gott vertrauen kann,
Der bleibt ein unverdorbner Mann;
Er hilft aus allem Schaden.

Volkslied 1542.



Der Kaiser konnte allmählich gemerkt haben, daß eine friedliche Vereinigung der gespaltenen Kirche nicht mehr möglich sei. Die Protestanten konnten und wollten um des Gewissens willen von der erkannten Glaubenswahrheit nicht weichen, und der Papst und sein Anhang wollten lieber die Protestanten los sein, um unreformiert in der alten Weise in der Kirche schalten und walten zu können; am liebsten hätte er freilich gehabt, daß mit Acht und Gewalt die „Ketzer“ wieder in die allgemeine, d. h. römische Kirche gezwungen werden. Das war eben bisher

nicht recht möglich gewesen; denn der römische Papst und der „römische" Kaiser lagen einander fast immer in den Haaren wegen der Herrschaft in Italien; die wollte der Papst dem mächtigen Kaiser nicht gönnen, eher noch dem weniger mächtigen Franzosenkönig. Allmählich aber wurde es anders. Schon wurden die Hunde abgerichtet, um die Ketzer in den „römischen Schafstall" zu jagen: die Gesellschaft Jesu wurde gegründet (1540); und der römische Hirte versöhnte sich mit dem „Schutzherrn Roms", der sollte ihm die Abtrünnigen mit Feuer und Schwert in die römische Kirche treiben.

Im September 1544 schloß der Kaiser mit dem Franzosen plötzlich Frieden und auf seinen Wink schrieb der Papst schon im November ein Konzil nach Trient aus, welches bisher immer wieder verschoben worden war. Zu diesem wollte der Kaiser die Protestanten nötigen und wenn sie sich weigerten, sie mit Waffengewalt zur Unterwerfung unter die päpstliche Kirche zwingen.

Auf dem bald folgenden Reichstag erklärte der Kaiser, er wolle den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, die Häupter des Evangelischen Bundes als „ungehorsame, untreue und widerspenstige Zerstörer des gemeinen Friedens und Rechts" züchtigen; und sein Bundesgenosse der Papst rief für den „Kreuzzug zur Ausrottung der Ketzer" auf und schickte dem Kaiser Geld und Truppen. Daraufhin erklärten die zwei Fürsten durch ein öffentliches Schreiben, sie griffen zur Verteidigung der Religion zu den Waffen und der Kaiser antwortete mit der Reichsacht. Der Krieg war da, Sommer 1546.

So sehr bisher Melanchthon sich vor dem Krieg gefürchtet und sich dagegen gewehrt hatte — als er merkte, er sei unvermeidlich, da zeigte er sich entschlossen und mutig. Den evangelischen Fürsten schrieb er zuvor ein tapferes und weises Gutachten über das gute Recht der Notwehr für den Glauben. Seine Freunde ermunterte er: „Tragen wir das Mißgeschick als mutige Männer! Ich weiß, daß ich nur die Wahrheit gesucht habe, ich werde sie auch jetzt nicht verleugnen; den Ausgang empfehl ich Gott. Wenn *wir* auch fallen, so wird doch die Kirche Gottes nicht untergehen." Das evangelische Volk ermutigte er, indem er Luthers „Warnung an seine lieben Deutschen" (nach der Kriegsdrohung zu Augsburg 1530) drucken ließ und eine kräftige Vorrede dazu schrieb. Gegen Kaiser und Papst schrieb er endlich: „Ursachen, warum die Kirchen Augsburger Konfession ihre Lehre festhalten und die zu Trient versammelten Richter nicht anerkennen können."

Der Krieg begann, der nach dem Bund der Protestanten der Schmalkaldische genannt wird. Die Protestanten waren anfangs siegreich; aber sie zögerten, energisch zuzuschlagen, bis der Kaiser — gegen seinen Eid — fremde Truppen: Spanier, Italiener und „Husaren“ (Böhmen) im Land hatte. Jetzt fiel auch noch Herzog Moritz von Sachsen-Meißen, der mit seinem Vetter Johann Friedrich in Erbstreit lag und mit dem Kaiser einen geheimen Bund geschlossen hatte, verräterischer Weise ins Kurfürstentum Sachsen, um die Reichsacht zu vollziehen. Da trennte der Kurfürst sein Heer von den übrigen Protestanten, zog heim und trieb Moritz zum Land hinaus. Jetzt stoben aber auch die übrigen Verbündeten auseinander, jeder dachte an sich; sie wurden einzeln vom Kaiser überfallen, zu Geldbußen und zur Unterwerfung gezwungen. Dann zog Karl nach Sachsen, schlug den Kurfürsten auf der Lochauer Heide bei Mühlberg und nahm ihn gefangen (24. Mai 1547).

Als Moritz November 1546 gegen Wittenberg vorrückte, floh alles und es jammerte Melanchthon zu sehen, wie im winterlichen Schneegestöber „Greise, Frauen, Kinder fortzogen in langem Wagenzug, den der fallende Schnee bedeckte.“ Melanchthon hielt aus, bis das feindliche Heer vor den Mauern erschien. Dann flüchtete er mit Frau, Kindern, Enkeln und Schülern nach Zerbst. Da lebte er in großer Not, bis ihm ein Freund, der Bürgermeister Meienburg von Nordhausen, 50 Thaler schickte; die teilte er mit seinen Freunden; vom dänischen König erhielt er nochmals für sich, Bugenhagen, Jonas und Luthers Witwe 350 Thaler. Währenddem vermittelte er zwischen den zwei Sachsenfürsten, beruhigte und ermutigte in Schriften die erschreckten Glaubensgenossen, mahnte aber auch, vom Gebet für den Kaiser nicht abzulassen.

Endlich wurde Frieden geschlossen: Der Kurfürst Johann Friedrich blieb bis auf weiteres gefangen, auch der Landgraf von Hessen mußte sich dem Kaiser stellen. Moritz bekam den Kurhut und die Hälfte von Kursachsen mit Wittenberg, und die Söhne des unglücklichen Johann Friedrich erhielten Weimar und Jena. Bei diesen aber und ihren Nachkommen pflanzte sich jahrhundertelang ein unauslöschlicher Haß fort gegen die andere sächsische Linie, die ihnen Land und Kurhut geraubt hatte. So böse Früchte bringt die böse That der Untreue. Diese bösen Folgen aber hatte die evangelische Kirche zu tragen und derjenige, der jetzt ihr Leiter war, Melanchthon.

Währenddem waren Melanchthon von allen Seiten Anerbietungen gemacht, auf andere Universitäten, Tübingen,

Leipzig, Frankfurt, Oxford u. s. w. zu gehen. Aber er dachte immer an Wittenberg, und hoffte in sein „liebes Nestlein an der Elbe" zurückkehren zu können und die Trümmer der Hochschule aus dem Schiffbruch zu retten. „Ich liebe sie als meine zweite Heimat, in der ich mit trefflichen Kollegen gelebt und die Lehre des Heils mit allem Eifer verbreitet habe."

Als Friede war, kehrte Melanchthon zurück und that alles mögliche, die Universität wieder aufzurichten und „der Kirche Gottes ein Hüttlein zu geben." Er trieb an den Professoren, zurückzukommen; er drängte den neuen Kurfürsten, die Hochschule wieder zu ordnen und zu besolden. Und als niemand etwas that, blieb er doch selber in Wittenberg und fing ohne Gehalt an wieder zu lehren. Endlich erreichte er es, daß Wittenberg als Hochschule wieder anerkannt und eröffnet wurde, und er seine Familie wieder aus Nordhausen berufen konnte.

Aber nicht nur fremde Fürsten begehrten den großen Lehrer und Reformator für ihre Schulen, sondern vor allem sein früherer Landesherr und dessen Söhne. Die wollten nicht, daß Wittenberg, weil es ihnen nicht mehr gehöre, fortbestehe; sie gönnten ihrem verhaßten Widersacher die berühmte Universität nicht und vor allem nicht ihren berühmtesten Lehrer. Sie dachten selber in ihrem kleinen Landesteil und zwar in Jena eine Schule zu gründen, und wollten dazu Melanchthon haben. Dieser aber konnte sich nicht entschließen, Wittenberg im Stich zu lassen, an dem sein Herz hing, seine erhebenden Erinnerungen und seine großartige Thätigkeit, wo seine langjährigen Amtsgenossen und alten Freunde wohnten, wo er auch sein Haus hatte, wo seine Familie und er selber seit 30 Jahren heimisch war; die neue Schule in Jena hielt er in dem kleinen Ländchen überhaupt nicht für lebensfähig.

In der That hob sich Wittenberg wieder zu Blüte und Ansehen; es war nach wie vor die Führerin des deutschen Protestantismus und Melanchthon der Leitstern der deutschen Kirchen. Er fuhr fort, als Präzeptor Germaniä Lehrer und Prediger für ganz Deutschland auszubilden und an ihn wendete man sich wie zuvor um Gutachten und Ratschläge.

Aber Melanchthon, Wittenberg und Moritz zum Trotz sammelten sich in Jena alle die Geister, welche an dem Reformator und seiner Schule etwas auszusetzen hatten; statt des lebenden Melanchthon riefen sie den Geist des toten Luther nach Jena; das herbe, heftige, streitfertige, leidenschaftliche „Luthertum" erhielt hier seine Stätte und ereiferte sich gegen den Wittenberger „Philippus." Und der Kampf war

ein um so gehässiger, als der sog. „Philippismus" damals die Ansicht fast aller deutschen Kirchen war, während das sog. „Luthertum" nur von einzelnen theologischen Eiferern vertreten wurde.

So ist die Folge dieses unseligen Schmalkaldischen Krieges zwar nicht der Untergang des Protestantismus gewesen; denn das gelang dem Kaiser und Papst nicht; aber ein Krieg des Protestantismus gegen sich selber, eine Selbstzerfleischung, welche dem Fortgang und der Ausbreitung der Reformation mehr geschadet hat, als die Feindschaft von Papst und Kaiser.

Es ging so in Erfüllung, was im Jahre 1545 der Almosenier des Kaisers gesagt hatte: Der Kaiser wolle alles aufbieten, um das Reich zum Papsttum zurückzuführen; könne er das nicht erreichen, so wolle er die deutschen Lutherischen sich selbst überlassen, „um ihre Köpfe gegeneinander zu stoßen."

14.

Das Interim und die Rabies Theologorum.

Das Interim hat den Schalk hinter ihm.
Volksspruch 1548.

Es gab wohl niemals eine aufgeregtere Zeit, nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Weltgeschichte, als die Zeit des Schmalkaldischen Kriegs. Es war ja der erste große Religionskrieg, den es gab, und ein Vorspiel zu allen andern, welche folgten in Frankreich, den Niederlanden und wieder in Deutschland, und welche in jedem Land dreißig und vierzig Jahre dauerten.

Nun war zwar mit 1547 der eigentliche Krieg vorbei, aber seine Folgen wurden jetzt erst recht wirksam. Der Kaiser wollte seinen Vorteil benutzen und die kirchlichen „Wirren" selber zu „schleunigem Austrag und Endschaft" bringen, d. h. er wollte festsetzen, wie es die Protestanten in Sachen der Religion halten müßten, wenigstens einstweilen, bis das Konzil es entgiltig thäte. Diese Verordnung wurde zu Augsburg gegeben und heißt das Augsburger Interim: das Gegenstück zur Augsburger Konfession.

Fast alle evangelischen Fürsten und Kirchen wandten sich in dieser trüben Zeit an Melanchthon, was sie machen sollten. Er schrieb vor, während und nach der Abfassung des Interim zahllose „Bedenken", riet jedem Reichsstand, was dem nötig und nützlich war. In Glauben und Lehre wich er keine Handbreit von der Augsburger Konfession; da sagt er: „Ich will mit Gottes Hilfe dies Interim nicht billigen und mein armes Leben Gott befehlen, ich werde gleich gefangen oder verjagt." Nur im Gottesdienst und Zeremonien möge man nachgeben; um die Hauptsache: freie Predigt des Evangeliums und richtige Feier des Abendmahls zu erhalten, möge man sich der Gewalt lieber in Nebendingen fügen.

So hat zwar Melanchthon das Augsburger Interim mit aller Entschiedenheit abgelehnt als ein „Sphinxungeheuer" und „Götzenbild Nebukadnezars". Dagegen hat er für Sachsen ein Auskunftsmittel ausgesonnen, wie man die reine Lehre erhalten, aber in „Mitteldingen" (Adiaphora) dem kaiserlichen Befehl gehorchen könne: dies ist das sog. „Kleine" oder „Leipziger Interim".

Was hier unterschieden war, das konnte freilich der gelehrte Professor wohl auseinander halten, aber nicht das Volk. Diesem trat der Unterschied des Evangelischen und Katholischen gerade in der Form des Gottesdienstes, in Kleidern, Zeremonien, Fasten, Bischöfen handgreiflich vor die Augen und unter diesem Wust von äußeren Hüllen hätte auch das freie evangelische Leben leicht ersticken können. Das bedachte Melanchthon nicht genug, und wenn er's bedachte, so drängten ihn die Fürsten, vor allem Moritz, welche ihm vorstellten, daß es zu neuem Krieg und Blutvergießen käme, wenn sie sich jetzt gegen den kaiserlichen Befehl wehrten.

Nun ließen sich in der festen Stadt Magdeburg eine Anzahl lutherischer Eiferer nieder, darunter der abgesetzte evangelische Bischof Amsdorf und ein junger Magister Flacius aus Illyrien, den seiner Zeit Melanchthon in Wittenberg aufs liebevollste aufgenommen hatte. In den schärfsten, gehässigsten Schmähschriften wüteten diese „Kanzlisten Gottes" gegen die kursächsischen Theologen, namentlich gegen Melanchthon: er wäre ein Verräter der Wahrheit und der Kirche und willig gewesen, das eiserne Joch des Interim aufzunehmen.

Da wurde das Interim auf ganz andere Weise beendet, als alle gedacht hatten.

Der schlaue Moritz, welcher seinen gutmütigen Vetter Johann Friedrich getäuscht hatte, täuschte jetzt auch seinen

schlauen Meister in der Staatskunst, den Kaiser. Plötzlich brach er von Magdeburg auf an die Donau, überfiel Karl V. und hätte ihn beinahe gefangen. Der Kaiser, der nun 30 Jahre gegen den Protestantismus gekämpft hatte, sah jetzt, daß all sein Thun umsonst war. Er gab nach und willigte in den Passauer Vertrag und später 1555 in den Augsburger Religionsfrieden; darin war den Augsburgischen Konfessionsverwandten endgiltig freie Religionsübung gewährt. Die deutschen Protestanten konnten jetzt ihres Glaubens leben.

Damit hätten sie nun zufrieden sein und friedlich nnd freudig den Religionsfrieden benützen können zur Auferbauung der evangelischen Kirche. Aber die Eiferer gaben keinen Frieden. Die Magdeburger „Kanzlei Gottes" siedelte nach Jena über und die gehässigen Angriffe gegen Wittenberg wurden nun unter den weimarischen Fürsten erneuert und fortgesetzt.

Der Papst aber schrieb an den neuen Kaiser Ferdinand: „Gott hat durch die Nachricht, daß die Protestanten ebenso heftig unter einander als mit den Katholiken streiten, meinen Mut neu gestärkt. Jetzt ist die beste Gelegenheit, um Deutschland von der protestantischen Seuche ganz und für immer zu befreien. Ew. Majestät möge sie durchaus nicht vorübergehen lassen."

Das war die Wirkung der Rabies Theologorum, wie Melanchthon lateinisch sagte, oder des „Pfaffengebeißes," wie Luther es deutsch nannte.

Diese Streitigkeiten sind ungemein betrübend und außerordentlich traurig. Aber sie sind auch ungemein lehrreich für unsre Zeiten.

Man sieht daraus, die religiöse Unduldsamkeit, die sich bei dem Katholizismus gegen die Andersgläubigen richtet, geht bei den Protestanten gegen die eigenen Glaubensverwandten. Das ist aber auch begreiflich: innerhalb der katholischen Kirche giebt es keine Unterschiede, keine Freiheit und keinen Fortschritt. Bei den Protestanten aber muß das alles sein, das liegt in dem Wesen des Protestantismus. Die protestantische Kirche ist keine fertige, keine unfehlbare, keine unverbesserliche, sondern wie Zwingli gesagt hat, eine „sich selbst immer reformierende." Und im Protestantismus muß jedes Volk, jeder Volsstamm, ja schließlich jeder Mensch seine besondere eigene Lehrmeinung haben. Der Glaube ist beim Protestantismus Ueberzeugung, die sich nach der eigenen Person und Lebensführung richtet, und darum stets eigenartig ist; beim Katholizismus ist der Glaube Gehorsam gegen das, was die Kirche lehrt und ge-

beut. Darum giebt es hier „Opfer der Vernunft," bei den Protestanten aber ein Märtyrertum der Wahrheit. Freilich kommt es bei der christlichen Glaubensüberzeugung auch auf die evangelischen Liebesbeweise an, welche mit jener zusammenhängen müssen, wenn nicht aus der Wahrheitsliebe Eigensinn und Rechthaberei entstehen soll: es gilt das apostolische Wort von „der Wahrheit in Liebe."

Das alles hat gerade Melanchthon an sich selber erfahren. Er forschte, er sann, er disputierte mit andern, und dadurch wurde seine Glaubenslehre immer reiner, durchgebildeter, dadurch lernte er aber auch andere Anschauungen kennen, verstehen und achten. Und darum konnte er bei aller Festigkeit duldsam sein, bei aller Eigenart seiner Lehre doch auf eine Union der evangelischen Kirchen hinarbeiten.

Schließlich kommt es eben beim Protestantismus nicht darauf an, die richtige Glaubenslehre im Kopf, sondern die rechte Gläubigkeit im Herzen zu haben. Die hatten eben seine gehässigen Gegner nicht. Die aber lebte in Melanchthon und die konnte auch durch alle bitteren Erfahrungen nicht geraubt werden. Sein Herz war lauter und sein Gemüt blieb unverbittert bis ans Ende.

15.

Freuden und Frieden.

Ein Honigblum aus scharzer Erd,
Der Ehrenkron und Lobes wert —
Aus ihr viel dankbar Bienelein
Sogen und machten Honigseim.

„Grabschrift des gottseligen und hochgelehrten Herrn Philippi Melanchthonis, meines lieben Präceptors und Freundes." Joh. Matthesius.

Melanchthon hatte aber nicht bloß böse Feinde, sondern auch noch viel mehr gute Freunde. Die Freundschaft war für den liebenswürdigen und liebebedürftigen Mann eine Notwendigkeit und ein hohes Gut. „Nichts Süßeres und Lieblicheres giebt es," sagt er, „als einen Austausch der Gedanken mit Freunden." Das waren Luther und Bugenhagen, Cruciger, Major und besonders auch der Wittenberger Stadtpfarrer und Professor Paul Eber. Sein bester und liebster

Freund, „die Hälfte seiner Seele" war aber Camerarius; sobald er ihn in Leipzig untergebracht hatte, verging kein Jahr, wo nicht Melanchthon nach Leipzig auf die Messe oder noch häufiger Camerarius nach Wittenberg kam.

Mit seinen Freunden liebte Melanchthon auch eine heitere Geselligkeit, wie Luther. Da war er sehr gesprächig, wie Salomo, that seinen Mund auf zu weisen Reden und seine Lippen zu klugen Sprüchen. Er erzählte gern Geschichten aus seiner Heimat und Jugend, aus der Kinderstube seiner Enkel, von Luther und all den berühmten Männern, die er in seinem vielbewegten Leben kennen gelernt. Auch Fabeln hatte er gern und gab Rätsel auf zu lösen. So erzählte er auch den schönen Schwank „von den ungleichen Kindern Evä," welchen nachher der Nürnberger Meistersinger Hans Sachs so manchfaltig bearbeitet und besungen hat. Und wiederum las er gerne die Schwänke, Komödien, Sprüche und Spiele dieses berühmten deutschen Bürgerdichters. Er konnte es nicht leiden, wenn jemand in der Gesellschaft stumm da saß und dem andern auf den Mund sah, wie ein Aufpasser. Er meinte, in Sachsen sei diese Unsitte, anderswo, insbesondere dachte er an daheim in Süddeutschland, wäre es anders; denn er hing gar sehr an Stadt und Land, an Familie und Verwandten, wie alle gemütvollen Menschen. Er sagte einmal: „Süß ist es immer, so oft ich an meine Heimat zurückdenke; und wenn ich jemand aus jener Gegend sehe oder höre, bin ich so innig vergnügt, als ob ich in meine Kindheit zurückkehre."


P. Eber.

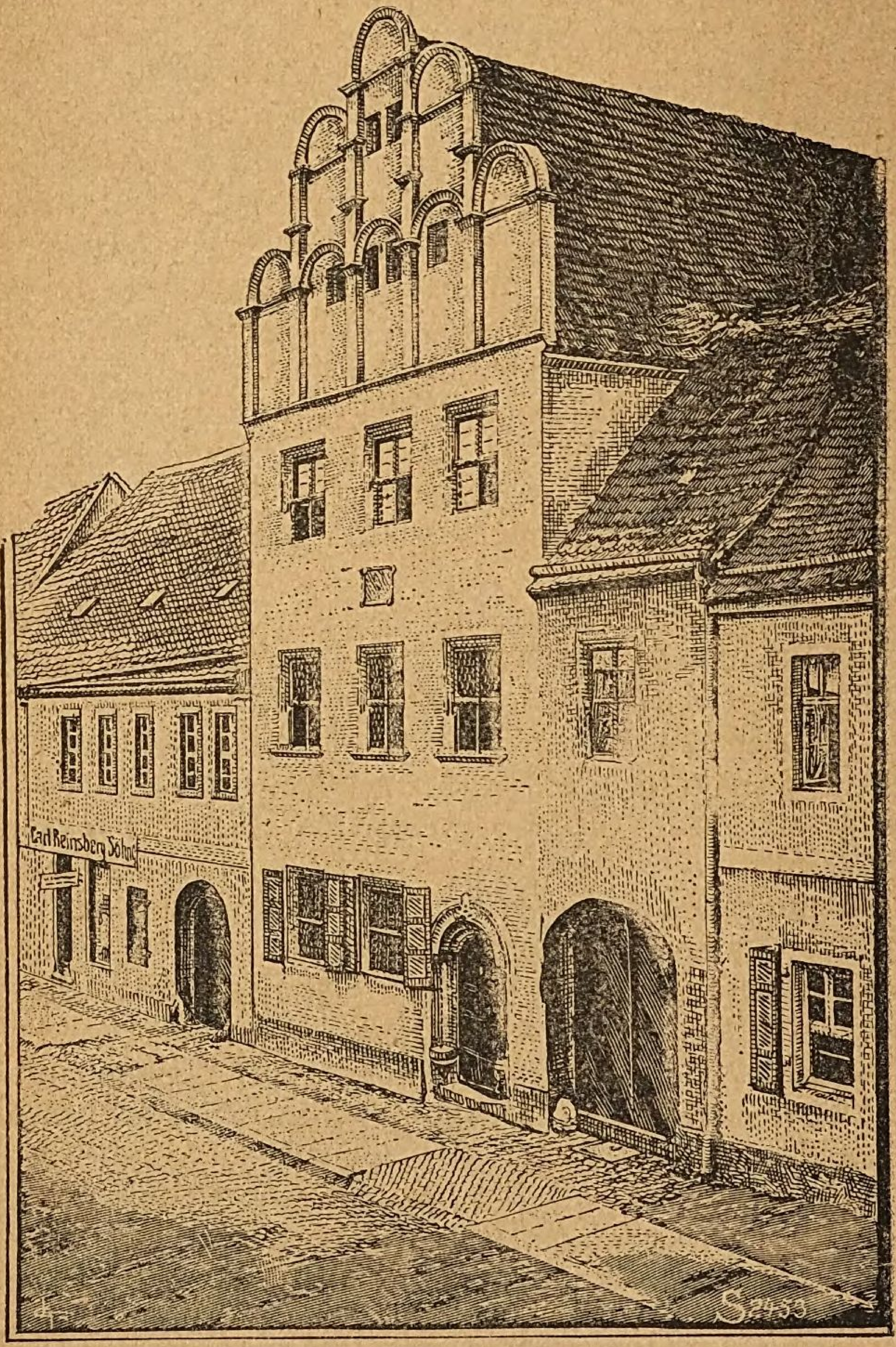
Ueberhaupt dachte er gern an seine pfälzische Heimat. Er erzählte mit Vergnügen die Geschichte von dem „Mahl zu Heidelberg" und eigene Erlebnisse und Erinnerungen aus der Pfalz und so oft er konnte, reiste er dahin. So 1524, 1529 und 1536. Zum letztenmal kam er in die Pfalz im Herbst 1557 von Worms aus. Da hatte ihn der Pfälzer Kurfürst Ott Heinrich berufen, um die Universität neu zu ordnen nach evangelischer Weise. Im „Hirschen" am Markt stieg er ab, von des Camerarius Sohn begleitet und feierlich empfangen von der Universität.

Dahin kam nun auch sein Bruder Georg, der jetzt Schultheiß in Bretten war; und das war eine große Freude für die beiden Brüder, die nun alt und grau geworden waren und sich lange nicht gesehen hatten.

Seine liebste Erholung und seine ständigste Freude aber erlebte Melanchthon in seinem Wittenberger Heim, in der Familie, die er sich gegründet hatte. „Hier," sagt er selbst, „war die kleine Kirche, worin meine Seele stets zum Himmel gehoben und mit Seligkeit erfüllt wurde." Da waltete seine sorgliche Hausfrau, die stille sanfte bescheidene Katharina, die so ganz zu seinem frommen, milden Wesen paßte, stets freundlich, ja überängstlich um den zarten Mann bemüht, obwohl er so völlig anspruchslos war wie sie; da hatte er seine innige Freude an seinen Kindern und Enkeln; denn sein kindliches Gemüt fühlte sich so recht zu den unschuldvollen Kleinen hingezogen und von ihnen getröstet. „Der Gedanke, Kinder zu haben, ist lieblich und wichtig. Lieblich: denn ich weiß mir nichts Erfreulicheres, als wenn ich junge reine Seelen um mich sehe, die mit mir verwandt sind; und wichtig: denn was hat wohl mehr Verantwortung auf sich, als Kinder zur Gottesfurcht und Tugend zu erziehen?" Oft saß der gelehrte Professor in der Stube, in der einen Hand ein Buch, in der andern das Wiegenband, um das Kleine einzulullen. So traf ihn einmal ein vornehmer Franzose, der den berühmten Magister besuchen wollte, und war nicht wenig erstaunt über diesen Anblick. Es war Melanchthon ungemein rührend, als er einmal weinend über die Nöte seiner Kirche in seiner Studierstube saß, daß seine kleine Anna hereinkam und mit ihrem Schürzlein dem Vater die Thränen aus den Augen wischte; da war er getröstet.

Melanchthon hatte vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Der erste Sohn, Philipp geheißen, hatte ein gutes Herz, aber wenig Geist und Kopf! Als er in Leipzig studierte, beging er die Unbesonnenheit, in ganz jungen Jahren sich heimlich zu verloben; doch ließ er sich bereden, heiratete später eine Witwe und lebte als Universitäts-Notar in Wittenberg; er starb nach seinem Sohn im 80. Jahr. Dagegen der jüngere Sohn, Georg, nach dem Vater und Bruder genannt, aus dessen Angesicht herrliche Geistesgaben leuchteten, starb zu der Eltern Schmerz schon als kleines Kind. Die älteste Tochter, Anna, schön, gescheit und gebildet, verheiratete sich noch ganz jung mit dem vielgereisten und hochbegabten Dichter Magister Sabinus, der in Melanchthons Haus gewohnt hatte. „Ich sah ihre gegenseitige herzliche Liebe," sagte der Vater, „und vermochte nicht dawider zu sein.

Aber der Mensch hat mich betrogen. Ich habe wenig Freude an dieser Verwandtschaft erlebt.“ Denn Sabinus war ein leichtsinniger Mensch, lebte auf des Schwiegervaters Kosten und



Melanchthonhaus in Wittenberg.

war noch roh gegen sein junges Weib. Zum Glück mußte die Arme nicht lange leiden. Sie starb in Königsberg, wohin ihr Mann als Schulrektor berufen war, in der Zeit des Schmalkaldischen Kriegs (1547). Melanchthon, dessen besonderer Liebling

Anna gewesen, trug schwer an diesem Kreuz. Er ließ seine vier Enkelinnen aus Königsberg kommen und hatte sich lange auf der Flucht mit ihnen herumgeschleppt. Die jüngere Tochter, die vielumworbene Magdalene (Magdalis) aber war sehr glücklich verheiratet an den ausgezeichneten Arzt und Professor Peucer, welcher des Schwiegervaters Stütze und Trost war, ihn begleitete auf seinen Reisen und nach seinem Tode der Erbe seines Ansehens und Einflusses in Kursachsen ward.

Als Melanchthons Kinder versorgt oder gestorben waren, konnte er sich an den Enkeln erfreuen, nicht nur an den vier Sabinschen, sondern auch an den zehn Peucerschen, von denen eine Anzahl für immer in seinem Hause lebten (von den Enkelinnen heiratete eine der Sohn seines Freundes Meienburg). Sogar die Kinder seines Schwagers Münster nahm er zu sich, als dieser mit seiner Frau an der Pest starb. Und der Großvater war mit seinen Enkeln noch „närrischer," wie er sagte, als der Vater mit den Kindern; sogar in den Vorlesungen erzählte er von ihren kindlichen Reden und Einfällen.

Doch verkehrte auch Sohn, Tochter und Schwiegersohn viel im Hause Melanchthons und sahen da zum Rechten. Denn in Geldsachen war Melanchthon unglaublich unpraktisch und seine mildthätige weiche Frau nicht minder.

Er meinte z. B., was er geschenkt bekam, gebe man nicht ihm zu Eigentum, sondern nur zu seiner Verwendung. Viel besser verstand das Haushalten Melanchthons treuer Famulus Johann Koch „welcher 33 Jahre lang bis an seinen Tod (1553) im Hause schaltete und waltete, wahrhaft fromm und redlich, aufrichtig und dienstfertig und reines Herzens und Wandels" — so pries ihn sein Herr in der Todesanzeige.

Melanchthons Frau war in der letzten Zeit viel kränklich — sie litt, wie er selbst, am Stein. „Sie zehrte zusehends ab, während ihr Geist frisch, ihr Gemüt heiter blieb trotz aller Schmerzen und Krämpfe." Als der Gatte während des Wormser Gesprächs in Heidelberg weilte (1557), traf sein Freund Camerarius aus Sachsen ein mit der Todesnachricht, die ihn tief erschütterte.

Melanchthon selber war viel kränklich und zuletzt schwer leidend. Ja man kann sagen, er ist niemals in seinem Leben ganz gesund gewesen. Die sitzende Lebensweise brachte ihm allerlei Beschwerden, insbesondere eine gewisse hypochondrische Schwarzseherei und Klagsucht, wenn auch immer wieder die heitere, kindliche — pfälzische Natur durchbrach. Daher verglich ihn Luther manchmal mit Jeremias — Luther war freilich ein

trotzig-kühner Elias. Und dennoch, trotz dieser Kränklichkeit — diese ungeheure Arbeitskraft und Arbeitsleistung! Von Melanchthon hat ein Gelehrter nicht weniger als 709 gedruckte Schriften, größere und kleinere, gezählt. Und wie viele sind nicht gezählt, wie viele nicht gedruckt! Dazu kommen noch allerlei Gutachten, viele tausende von Briefen, Vorreden, Reden, Vorträgen oder Predigten, die er für andere schrieb; auch mehrere hundert Gedichte hat Melanchthon zu seiner Erholung und Tröstung auf der Reise oder in seinen Bekümmernissen verfertigt. Täglich schrieb er eine oder mehrere Episteln an seine Freunde.

Außer diesen zahllosen Schriften und Briefen hat Melanchthon täglich drei bis vier Vorlesungen gehalten, doppelt so viel als sonst einer; hat noch zu Hause Privatunterricht gegeben, und in den letzten Jahrzehnten sogar allsonntäglich in seinem Hause auch lateinische Andachtsstunden für ausländische Studenten gehalten, die kein deutsch verstanden: „Polen, Ungarn, Siebenbürger, Böhmen, Dänemarker, Schweden, Preußen u. dergl.“ Und dazu noch all diese Reisen und diese Verhandlungen und diese Besuche und Gespräche im Hause. Man sollt' es nicht für möglich halten, wie er das alles fertig bringen konnte! Aber es wird gleich erklärlich durch seine Lebensweise; die er auch seinen Studenten empfahl — freilich werden ihm nicht viele gefolgt sein.

Melanchthon wußte den Wert der Zeit zu schätzen und auszunützen, wie wenige. „Ich kann gar nicht begreifen, wie die Leute über einen verlornen Groschen sich ärgern können, den man doch leicht wieder bekommen kann; aber die Zeit kann man nie wieder einholen,“ war seine Rede. Morgens früh — Winters wie Sommers — um 2 bis 3 Uhr stand der fleißige Mann auf, verrichtete ein kurzes Gebet, las einen Bibelabschnitt, schaute auf den Kalender, um durch die Heiligennamen sich an einen Abschnitt aus der Welt- und Kirchengeschichte zu erinnern; das verwertete er dann in seinen Briefen und Vorlesungen (auch seinen Schülern empfahl er diese Gewohnheit). Dann ging er an die Arbeit, schrieb Briefe und Bücher und bereitete sich auf die Vorlesungen vor. Zwischen seinen eigenen Vorlesungen besuchte er die von andern Magistern, wohnte den amtlichen Sitzungen bei als Rektor oder Dekan der Universität, gab Verordnungen und Mitteilungen, oder er nahm den Studenten in Wittenberg und Leipzig ein Examen ab. Dann schrieb er wieder bis zum Abendessen. Nach diesem arbeitete er nichts, erbrach sogar keinen Brief mehr; denn er meinte: „Wer ohne Sorgen zu Bette geht, kann früh desto mehr sorgen.“

Dabei war er überaus genügsam: er aß nur ein- oder zweimal im Tag, meist kein Fleisch, sondern Suppe, Gemüs, Fische, Eier und Milchspeisen; das hatte er von seinem Vater. — Ebenso bescheiden war Melanchthon in der Kleidung für sich und die Seinen. Vier Jahre nach seiner Hochzeit sagt er, daß er seiner Frau noch nicht einmal einen neuen Rock geschenkt habe; und sie war das zufrieden. Er selbst trug die allgemeine Gelehrtentracht: einen schwarzen langen Tuchrock, im Winter mit Pelz verbrämt. Das kostete nicht viel. Aber er hielt große Stücke auf Sauberkeit und frisches Weißzeug.

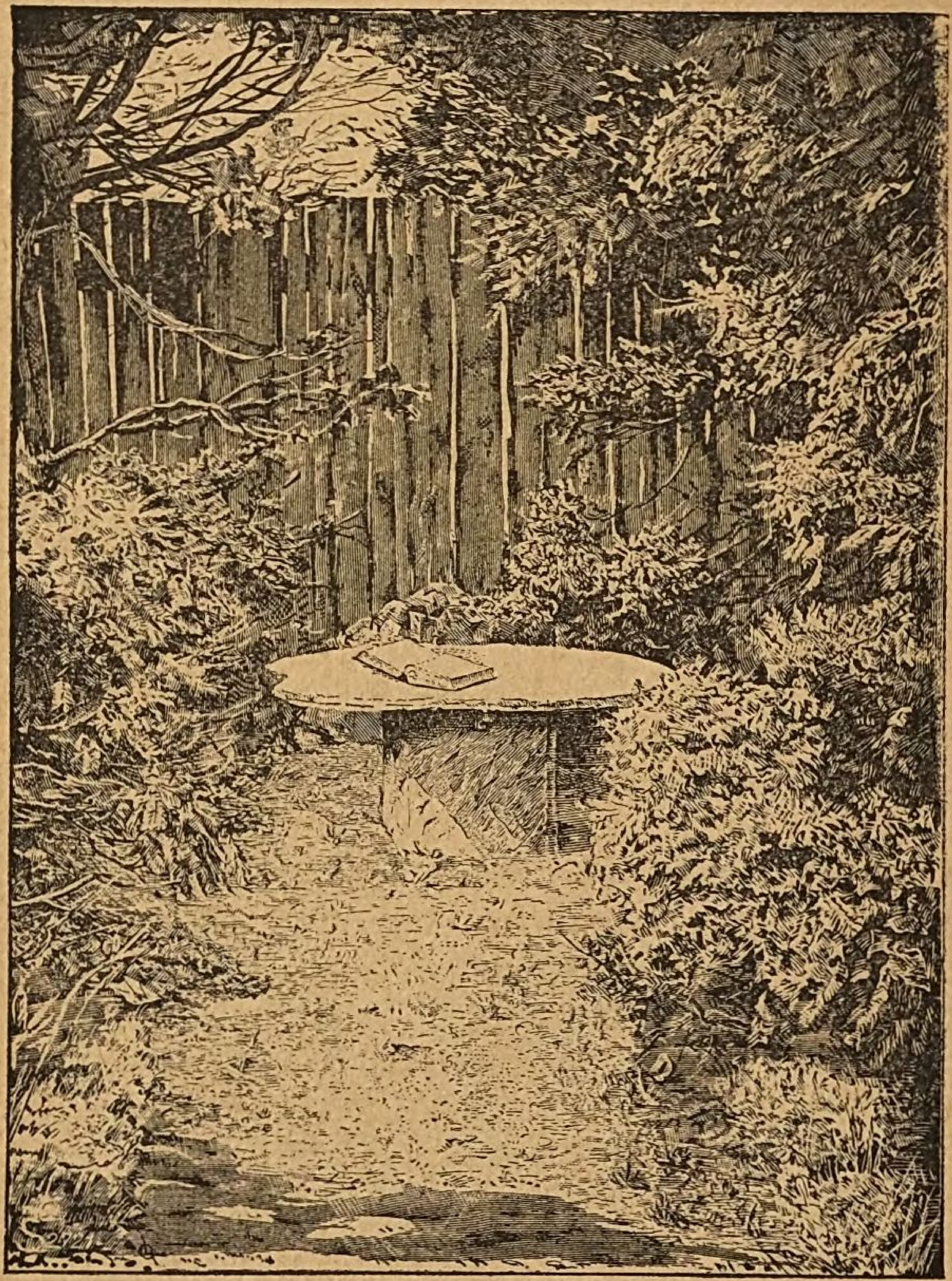
Obwohl er, wie Luther sagte, „ein leibarmes dürres Männlein wie St. Paulus“ war, so hatte er sich abgehärtet, ertrug Strapazen und Schmerzen mit großer Ausdauer. Seine Sinne waren scharf, Gesicht und Gehör bis ins Alter sehr gut, seine Stimme hell, sein Gedächtnis bewunderungswürdig. Was er gelesen, konnte er aufs Wort behalten; was er schrieb, wußte er auch auswendig vorzutragen. Seine Arbeitskraft war nicht zu ermüden.

Bei dieser Anlage und Lebensweise ist es begreiflich, daß Melanchthon Zeit übrig hatte für alles und alle und Geld für jedes und jeden — nur nicht für sich. Und mit kindlicher Sorglosigkeit schenkte er beides her an jeden, der etwas von ihm begehrte. Und seine Frau hinderte ihn nicht etwa daran, wie die Lutherin ihren Mann, sondern sie bettelte noch extra für ihre Schutzbefohlenen.

Die Vorlesungen gab Melanchthon den Studenten fast alle umsonst; seinen Kostgängern nahm er höchstens die baren Auslagen ab; seine Bücher machte er möglichst billig, damit sie recht viele anschaffen können, namentlich die Schüler die Lehrbücher; armen Studenten schenkte er Geld, Notleidenden, was sie begehrten. Flüchtige beherbergte er oft monate-, ja jahrelang umsonst; wenn er einem keinen guten Empfehlungsbrief schreiben konnte, so gab er ihm Geld, damit er ihm nicht weh thäte. Unverschämte beuteten ihn auch aus.

Und wie freigebig war Melanchthon mit seiner Zeit! Fürsten, Städte, Kirchen, Schulen, Geistliche, Laien: alles fragte ihn um Rat. „Man strömte zu ihm, wie zum Delphischen Orakel.“ Er war der beständige Schriftführer der Universität, ja der protestantischen Kirche überhaupt. Gutachten, Beschlüsse, Briefe an fremde Stadträte und Fürsten, alles mußte er schreiben. Er konnte keinem etwas abschlagen, ja „es war ihm keine Arbeit verdrießlich und dienete gerne jedermann.“ Für befreundete Gelehrte schrieb er Vorreden zu ihren Büchern; für

seine Amtsgenossen Thesen oder Reden, ja sogar ganze Vorlesungen; jungen Docenten ging er in die Vorlesungen, um ihr Ansehen zu heben; andern schrieb er sogar ganze Bücher, damit sie sie unter ihrem Namen herausgaben. Geistlichen lieferte er Predigten oder Entwürfe dazu, sogar seinen Schülern entwarf er Briefe an ihre Eltern.



Melanchthons Lieblingsplatz in seinem Garten.

Seine liebenswürdige Freundlichkeit zeigte Melanchthon auch seinen Studenten. Obwohl ein so ausgesprochener Gelehrter, war er doch kein kleinlicher Griesgram, sondern ging frisch und fröhlich mit der Jugend um, unter den Jünglingen selbst ein ewiger Jüngling. In den Vorlesungen war er nicht bloß der Lehrer, sondern der Freund der Jugend; er be-

kümmerte sich um ihr Wohl und Wehe; er wollte sie nicht bloß gescheit und gelehrt machen, sondern auch gesittet und fromm. Die Schule sollte nicht bloß eine Lehranstalt sein, sondern eine Erziehungsanstalt. „Die Eltern übertragen ihre Sorge und Gott ihr elterliches Ansehen auf uns Lehrer," sagte er, und aus „väterlicher Liebe und väterlichem Ansehen verbot er Ueppigkeit und Verschwendung und gebot Anstand und gesittetes Wesen." Aber die Meister sollten auch durch Wahrheit des Denkens und Reinheit des Wandels und Eintracht des Herzens Muster sein für ihre Schüler, und wenn sie in den Hörsaal gehen, wie in einen Tempel treten als vor das Angesicht Gottes und Christi und der heiligen Engel. Seine Zuhörerschaft im Lehrsaal war ihm sogut wie eine kirchliche Gemeinde. Das Schulamt war ihm „etwas Heiliges." „Wir müssen mit denselben Empfindungen in die Schule gehn, wie in die Kirche." Denn Wissenschaft und Frömmigkeit war bei ihm eins — und soll es auch stets beim Protestantismus sein. Er nahm es ernst wie keiner bei seinen Vorlesungen. Dafür waren die Studenten aber auch anhänglich und machten ihrem Lehrer auch Freude und Ehre durch ein ehrbares Benehmen, durch Fleiß und Eifer. So wurde die Universität, welche Wicleff seiner Zeit „Synagogen des Satans" genannt hatte, „wahre Tempel der Frömmigkeit und Bildung"; statt mit Schwertern, gingen die Studenten jetzt mit Bibeln auf den Straßen. Melanchthon war ein Schulmeister nach dem Herzen Luthers, welcher sagt: „Es giebt nichts Größeres und Herrlicheres als einen fleißigen und frommen Schulmeister, der Knaben treulich zeucht und lehret: dem kann man nimmer genug lohnen und mit Gold bezahlen."

Er erzählte seinen Zuhörern gern auch allerlei Geschichten und Anekdoten aus seiner reichen Erfahrung und Belesenheit, sogar aus seinem eigenen Familienleben; er flocht gerne Wortspiele und Witze in die trockene Lehre. In Gedichten kündigte er seine Vorlesungen an, oder die Hochzeiten und Leichenbegängnisse der Professoren.

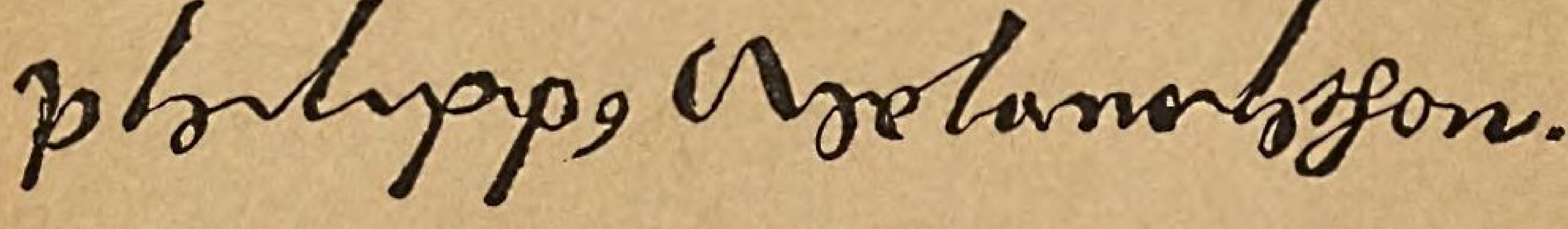
Auch einen Scherz verstand Melanchthon sich gefallen zu lassen. Eines Abends ging er von einem Besuch nach Hause. Da begegnete er in den dunkeln Gassen einem Haufen Studenten. Als die das zierliche Gestältchen sahen, meinten sie, der kleine Bursche gehöre so spät nicht mehr auf die Straße, und wollten ihn in die Elbe tunken. Sie packten ihn also und trugen ihn hinunter zum Fluß. Melanchthon ließ es sich gutmütig gefallen. Aber als sie ihn eben hineintauchen wollten, sagte er, sie

hätten den Magister Philipp untern Händen. Bestürzt schlichen die einen davon, die andern aber geleiteten den geliebten Magister ehrerbietig nach Hause.

Mit seiner großen Gutmütigkeit hing Melanchthons große Friedfertigkeit zusammen. Er wollte niemand wehe thun, niemand Veranlassung geben zu schelten. Er wollte, so viel an ihm war, Frieden haben mit allen Menschen, während das ganze Geschlecht und Jahrhundert jener Zeit ein gar streitfertiges, kampflustiges war. Seine Friedensliebe stammte nicht aus Schwäche. Er konnte auch sich stark zeigen, und wo es auf Ueberzeugung ankam, da war er fest und standhaft wie nur einer.

Einmal wollten die Studenten, mit Steinen, Spießen, Stangen bewaffnet, zum Teil verlarvt, das Schloß erstürmen, um einen gefangenen Kameraden zu befreien. Da ergriff Melanchthon, der damals Rektor war, seinen Spieß, stellte sich an die Spitze der Professoren, rückte den Aufrührern zu Leibe und trieb sie auseinander. Dann war er freilich auch wieder der erste, der zwischen dem Schloßhauptmann und den Studenten friedlich vermittelte.

Gegen andere war Melanchthon offenherzig bis zur Unbesonnenheit, und andern traute er dieselbe Aufrichtigkeit zu, die er besaß. Allem Versteckten, Hinterlistigen, Schwülstigen war er abgeneigt und verlangte schlichte Einfachheit und Geradheit im Reden und Handeln. Gegen andere nachsichtig und milde, war er streng gegen sich selbst, und seine Gewissenhaftigkeit machte ihn oft ängstlich und unsicher.



Melanchthons Namenszug.

Seine Friedensliebe war ein Ausfluß seiner großartigen Selbstlosigkeit. Ihm fehlte die Parteisucht so gut wie die Selbstsucht. Er hatte, wie auch sein Freund Camerarius bezeugt, stets das große Ganze im Auge, nicht seine Meinung, auch nicht den Vorteil seiner Gesinnungsgenossen, sondern stets das Wohl von Staat und Kirche; nicht *sein* Wohl und Wehe, ja nicht sein *Leben* liegt ihm am Herzen, sondern das Gedeihen des Evangeliums. Das Wohl der christlichen Kirche,

das war's, was er in zahllosen Briefen als den Leitstern all seines Handelns betont; das brachte ihn oft aufs Krankenlager und dem Tode nahe, das war noch seine letzte Sorge, fast sein letztes Wort auf dem Sterbebett. Daher begreift sich, daß er zäher und länger wie irgend einer festhielt am Glauben, daß eine Versöhnung aller evangelischen Kirchen möglich wäre, ja eine Versöhnung auch des Protestantismus mit dem Katholizismus.

Er hatte nicht bloß wie Luther Sinn und Begabung für die Musik, deren Lob er sang und zu deren Uebung er die Studenten mahnte, sondern auch für die bildende Kunst: er zeichnete selbst und verschickte einmal einen hl. Georg und Christophoros seinem Freund Veit Dietrich in Nürnberg zum Geschenk. So war auch seine Handschrift gar sauber und schön.

Melanchthon hatte schon von Kindheit einen ausgeprägten Formensinn. Er freute sich an den kirchlichen Zeremonien, dem Schmuck des Gotteshauses und der Gottesdienste.

Ihn beschäftigten und rührten die mannigfachen Sinnbilder, über welche andere spotten konnten. Er war allem Gewaltsamen abhold, auch einer gewaltsamen Umänderung in kirchlichen Dingen, und hatte Achtung für das Hergebrachte und Altehrwürdige, wenn es nicht der Wahrheit und dem Glauben widersprach. Er wollte nicht einen Neubau, sondern nur einen Umbau der alten Kirche. Ihn vergnügte die feste Ordnung des Gottesdienstes zu aller Zeit und zu allen Orten. Und er meint, nur durch das Zusammenwirken aller kann das Reich Gottes kommen.



Joachim Camerarius.

16.

Abschied.

Mein lieber Bruder, dem Gott gnad',
Sein' letzten Tag geendet hat.
Hat gelebet dreiundsechzig Jahr,
Bis er zum Ende Todes verfahr
Im Monat Aprilis den 19. Tag.
Des ward bei den Gelehrten große Klag'.

Georg Schwartzerdt, Reimchronik.

Es ist fast ein Wunder, daß ein so arbeitsreiches Leben den schwächlichen Mann nicht vor der Zeit aufgezehrt hatte. Er wurde aber 63 Jahre alt, grade so alt wie der kräftig gebaute Luther.

Freilich bereitete sich Melanchthon Jahre lang aufs Sterben vor; und die drei letzten Jahre nach dem Tode seiner Gattin erst recht. Er litt an Schlaflosigkeit, Zittern, Atembeschwerden und Steinschmerzen, sein Augenlicht nahm ab. Aber er wurde nicht nur von körperlichen Schmerzen gequält, sondern noch mehr durch die gehässigen Angriffe seiner Gegner und die Sorge um die Zukunft der Kirche. „Wie der Wandrer bei Nacht nach der Morgenröte sich sehnt, so schau ich verlangend nach dem Himmelslicht der Ewigkeit.“ In schlaflosen Nächten schaute er zum gestirnten Himmel auf und freute sich an der Herrlichkeit der Sternenwelt. „Um der Sterne willen sind dem Menschen die Augen gegeben,“ war ihm ein Lieblingswort des griechischen Weltweisen Plato. Aber er rechnete auch aus den Sternen heraus, daß 1560 sein Todesjahr sei, denn da war eine Sonnenfinsternis und eine Vereinigung von Mars und Saturn. Und diesmal sollte seine Wissenschaft zutreffen.

Er sehnte sich nach seiner himmlischen Heimat; aber auch die irdische wünschte er nochmals zu sehen und die Freunde dort. „Ich gestehe,“ schreibt er an einen Heidelberger Pro-

fessor kurz vor seinem Tod, am Neujahrstag 1560, „ich habe nach der Heimat und dem Bruder eine mächtige Sehnsucht. So denk ich oft mit Rührung an eure Berge und Schlösser; und habe ein Verlangen mit Dir und andern aufrichtigen Gelehrten mich zu unterreden. Meine Sehnsucht steigert sich durch die Wut meiner Feinde, vor denen ich fliehen möchte wie Hieronymus in die Höhlen bei Jerusalem."

Mit diesem Brief entließ Melanchthon seinen Neffen Siegmund, Georgs Sohn, als Professor nach Heidelberg. Im April kam der Greis von einer Examenreise krank heim. Dennoch hielt er am Karfreitag noch eine Vorlesung über das hohepriesterliche Gebet Joh. 17 — seine letzte. Er dachte an die Worte seines sterbenden Vaters und sagte: „Diese 3 Stücke (von Joh. 17) will ich auch meinen Kinder lassen, wenn ich sterbe: daß sie in rechter christlicher Liebe seien, daß sie eins seien in ihm und einträchtig unter einander und Erben des ewigen Lebens."

Am Karfreitag hielt er auch seinen fremdländischen Schülern noch eine Bibelstunde über Jes. 53. In der Nacht träumte ihm aus seiner Kinderzeit, wie er in der Kirche zu Bretten sänge; und er sang im Traume laut, wie dort, das Gründonnerstags-Evangelium: „Mich hat herzlich verlangt, das Osterlamm mit euch zu essen, ehe ich leide," und am folgenden Tag empfing er in der Kirche das Abendmahl. Am Ostersonntag wollte er noch seine Osterbetrachtung halten, aber sein Sohn hatte die Zuhörer fortgeschickt. Dagegen war Camerarius gekommen und andere Freunde, mit denen er über religiöse Dinge sprach. Er war gefaßt und sterbensfreudig. Im Scherz sagte er: „Ich sterbe lieber, als ich aufs Konzil gehe." Am Osterdienstag schien die Krankheit sich zu wenden, er hatte schön geträumt, und Camerarius reiste ab. Aber am Donnerstag nahte das Ende. Er ließ sich in seiner Studierstube ein „Reisebett" aufschlagen. Als er sich darauf legte, sagte er lächelnd: „Das heißt mit Recht ein Reisebettlein; denn ich werde darin zur Heimat reisen." Mit seinen Kindern und Enkeln redete er gar liebreiche und fromme Worte und gab ihnen seinen Segen. Er fühlte keine Anfechtung, auch seine Angehörigen machten ihm keine Sorgen; nur der gemeine Schaden ging ihm zu Herzen. Auf einen Zettel schrieb er zum Trost, was ihm der Tod gebe und nehme. Auf die eine Seite: „Du wirst zum Licht kommen; den Sohn Gottes schauen; die Geheimnisse der Welt verstehen." Auf die andere Seite: „Du wirst frei von

Sünde, Mühsal und der Wut der Theologen.“ Abends kamen Briefe, die von der Verfolgung der Protestanten in Frankreich meldeten, da sagte er: „Ich bin schwach und mir ist nicht wohl; doch thut mir meine Krankheit nicht so wehe, wie der Jammer der Kirche, welcher aus unnötiger Trennung, Bosheit und Mutwillen entsteht. Mich jammert nur des armen Volkes, daß es so jämmerlich soll verführt werden.“ Noch in seinen Todesnöten betet er, Gott möge seine Gemeinde nicht verlassen. In der Nacht zog er, gewöhnt an die peinlichste Sauberkeit, reines Linnen an und legte sich wieder auf sein Reisebettlein. Sein Eidam, der Arzt Peucer fragte, ob er noch etwas wünsche. „Nichts als den Himmel!“ sagte er, „laßt mir meine süße Ruhe.“ Das war sein letztes Wort. Um 7 Uhr abends schlief er sanft ein in seiner Studierstube, der Werkstatt seines Geistes, woraus so viele herrliche Schriften hervorgegangen sind.

Am nächsten Morgen kam der alte Freund des Hauses Lucas Kranach, der ihn so oft gemalt hatte und zeichnete noch einmal sein Bild. Studenten und Bürgersleute wollten noch den geliebten Meister sehen, man ließ sie herein, und Eltern brachten ihre Kinder mit, damit sie auch sagen könnten, sie hätten den Mann Gottes noch geschaut. Lorbeerkränze wurden auf seinen Sarg gestreut. Eine große Leichenfeier wurde gehalten, Pfarrer, Edelleute, Bauern strömten herbei; auch Camerarius war wieder da. In der Schloßkirche neben Luther wurde Melanchthon beigesetzt; die im Leben neben einander gestanden als Freunde und Mitarbeiter und Mitkämpfer, der Prophet und der Lehrer Deutschlands, sie sollten auch im Tode neben einander ruhen von der Mühsal des Lebens und der Wut der Theologen!

In sein Grab gab ihm die Universität folgende Schrift mit: „In diesem Sarge liegt Philipp Melanchthon, ein Professor der hl. Schrift, 42 Jahre lang ein unübertrefflicher Gelehrter, holdselig, gescheit, aufrichtig, fromm und heilig, geduldig und wohlthätig; des ehrw. Herrn Dr. M. Luthers sel. fleißiger und treuer Gehilfe in Erklärung und Aufrichtung der reinen Lehre des göttlichen Worts. Er hat die Augsburgische Konfession gestellt, und diese Wahrheit der himmlichen Lehre 30 Jahre verfochten auf Reichstagen und in seinen Schriften.“ Und in dem Nachruf, worin die Universität der Welt seinen Tod verkündete, heißt es: „Als er nun ein abgearbeiteter Mann und des Lebens satt war, hat er sich etliche Jahre zum Sterben gerüstet und seine Gedanken auf ein ander Leben zu seinem Herrn Jesus gerichtet. Er hat in diesem Leben gethan, soviel er gekonnt,

und das andere Gott befohlen. Und er tröstete sich dessen, daß er es treu und gut gemeint, hatte auch darin ein fröhliches Gewissen. Das gedachte er auch mit Gottes Hilfe unverletzt zu seinem lieben Heiland zu bringen, unangesehen, was die undankbare Welt dazu sage."

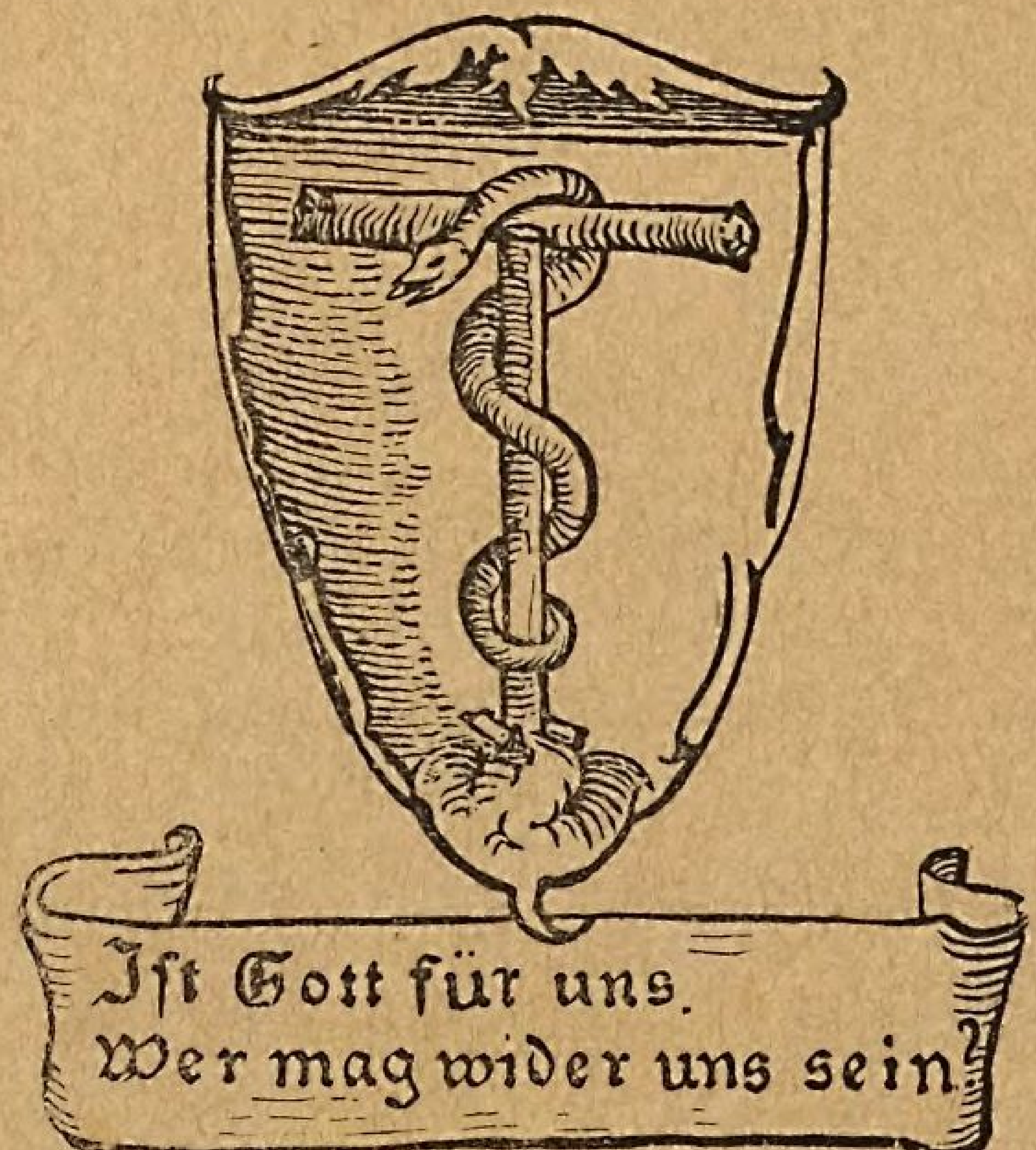
Die undankbare Welt! Ja, kaum ist sie gegen einen ihrer großen Männer so undankbar gewesen wie gegen den großen „Lehrer Deutschlands". Zwar hat auch selten jemand dankbarere und treuere Schüler und Freunde gehabt. Ein herrliches Denkmal seiner Liebe und Freundschaft setzte ihm Camerarius in einer Lebensbeschreibung des hochbedeutenden Mannes, und tausend Schüler zogen in alle Welt, lehrten in seinem Sinne und begeisterte Lehrer unterrichteten die deutsche Jugend nach seinen Lehrbüchern zwei Jahrhunderte lang. Aber die Rabies Theologorum verfolgte den friedfertigsten Mann der Welt mit ihrer Zanksucht über den Tod hinaus. Sie ruhte nicht, bis der Erbe von Melanchthons Geist und Werk, der Philippist Peucer, sein Eidam, im Kerker schmachtete und durch fürstlichen Befehl Melanchthons herrliches Meisterwerk, die Glaubenslehre, welche einst Luther so hoch entzückt hatte, auf den Schulen, sogar in Wittenberg, durch ein „rechtgläubiges," „echtlutherisches" Lehrbuch ersetzt war (1610). Und als dem Verfasser desselben, Leonhard Hutter, in einer Disputation einst der Name Melanchthons entgegengehalten wurde, geriet der Mann in eine solche Wut, daß er das Bildnis Melanchthons, das neben ihm am Katheder hing, herabriß und mit Füßen trat. So war in den Zeiten der herrschenden lutherischen „Rechtgläubigkeit" der Name des Mannes verpönt, der trotz aller Verschiedenheit des Temperamentes und der Lehrauffassung Luthers bester Freund und Gehilfe bis ans Ende geblieben war.

Aber die Zeiten änderten sich. Die undankbare, thörichte Welt kann keinen guten Geist verbannen und keine Wahrheit begraben; und Melanchthons Geist ist ein guter Geist, der Geist der Freiheit und des Friedens, der Geist der Forschung und der Eintracht, und das ist echt protestantischer Geist. Der wachte wieder auf nach Jahrhunderten, und die Union, welche vor achtzig Jahren die getrennten Kirchen der Reformation, die lutherische und reformierte verband, sie ist das Werk des Melanchthonischen Geistes, in ihr ist das vollendet worden, was er einst mit allem Sinnen und Denken, mit seinem Herzblut angestrebt hat, die „Konkordia der evangelischen Kirchen."

Ja, die undankbare streitsüchtige Welt hat viel gesündigt an dem Manne des Friedens und der Wahrheit. Und wir haben viel gut zu machen. Sein Bild, das zertretene, wollen wir wieder aufhängen an seinen Ehrenplatz und mit dem Lorbeer der Dankbarkeit umranken, und sein Leben und Wesen soll in recht vielen lebendig werden, sein Geist soll uns lehren, daß unser gemeinsamer Familienname Protestant ist, ob wir auch mit unsern Eigennamen uns nach diesem oder jenem menschlichen Lehrer als Paten nennen.

So mag sich immer mehr erfüllen die Weissagung, die sein edler Freund und Schüler Mathesius als Grabschrift Melanchthons geschrieben von „der Honigblum aus schwarzer Erd":

Noch lebt's und schläft's in diesem Schrein,
Sein Werk wird unvergessen sein;
Lieblichen Ruch seine Blättlein geben,
Es wird in kurzem wieder leben.
Da wird sein Glaub', Geduld und Fleiß
Bekommen Dank, Lob, Ehr und Preis.



Melanchthons Wappen und Wahlspruch.